

Heinrich Best: Streiter für die Konvergenz von Geschichte und Soziologie: Reminiszenzen und Reflektionen zur Etablierung der Historischen Sozialforschung

Schröder, Wilhelm Heinz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schröder, W. H. (2008). Heinrich Best: Streiter für die Konvergenz von Geschichte und Soziologie: Reminiszenzen und Reflektionen zur Etablierung der Historischen Sozialforschung. *Historical Social Research, Supplement*, 20, 7-45.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-191711>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Heinrich Best: Streiter für die Konvergenz von Geschichte und Soziologie. Reminiszenzen und Reflexionen zur Etablierung der Historischen Sozialforschung

*Wilhelm Heinz Schröder**

Abstract: Unter dem Leitmotiv „Konvergenz von Geschichte und Soziologie“ und im biografischen Kontext werden im Editorial folgende Themen in der gebotenen Kürze angesprochen: Curriculum Vitae von Heinrich Best, die Entwicklung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und des Zentrums für Historische Sozialforschung, das Promotions- und Habilitationsumfeld von Best, die empirische Datenbasis seiner biografischen Forschungen und schließlich seine grundsätzlichen Erwägungen zum Verhältnis der Historischen Sozialforschung zur Historischen Sozialwissenschaft und zur Empirischen Sozialforschung. Der Fokussierung auf die Etablierung der Historischen Sozialforschung entsprechend liegt der Schwerpunkt der biografischen Betrachtungen auf die Zeit bis zu Beginn der 1990er Jahre.

Formaler Anlass für dieses Supplementheft bildet der bevorstehende 60. Geburtstag von Heinrich Best (10.06.2009), Mitgründer und seither Mitherausgeber der Zeitschrift „Historical Social Research / Historische Sozialforschung“. Das in den letzten Jahren erkennbare erneute und verstärkte Interesse der Sozialwissenschaften an eine sich inter- und transdisziplinär entfaltenden Historischen Sozialforschung rückt die Frage nach Entstehung und Entwicklung der Historischen Sozialforschung – insbesondere in der Bundesrepublik – wieder in den Mittelpunkt der Diskussion.¹ Die in diesem Heft präsentierte kleine Auswahl aus den zahlreichen Publikationen von Best, der die Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik maßgeblich mitgeprägt hat, versteht sich daher nicht als randständiger „Jubiläumsband“, sondern als wichtiger Beitrag zu diesem aktuellen Diskurs über den immer wieder neu zu bestimmenden wissenschaftlichen Standort der Historischen Sozialforschung.

Dieses Supplementheft verfolgt daher zwei Perspektiven: 1) individuell Heinrich Best im Spiegel seiner Werke zur Historischen Sozialforschung bio-

* Address all communications to: Wilhelm Heinz Schröder, GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Abtlg. Datenarchiv & Datenanalyse, ZHSF, Liliencronstr. 6, 50931 Köln, Germany; e-mail: wilhelm.schroeder@gesis.org.

¹ Vgl. allgemein den Überblick: Wilhelm Heinz Schröder: Historische Sozialforschung. Identifikation, Organisation, Institution, Köln 1994 (= Historical Social Research, Supplement 6).

grafisch darzustellen und 2) allgemein die Historische Sozialforschung im Spiegel der Werke von Heinrich Best zu beschreiben.

Individualbiografische Rekonstruktion: *Curriculum Vitae*

Zunächst vorab bemerkt: hier soll keineswegs versucht werden im Sinne der „historischen Biografie“ sich dem Leben und Wirken von Heinrich Best wissenschaftlich zu nähern oder gar eine ambitionierte „literarische Biografie“ zu schreiben – eine solche Biografie muss künftigen Historikergenerationen überlassen bleiben. Allerdings sind die Hoffnungen auf eine solche Biografie nicht allzu hoch gesteckt: hat doch noch jüngst der Historiker Volker Ullrich die Unfähigkeit seiner eigenen Zunft kritisiert, belletristisch anspruchsvolle Biografien zu schreiben². Das sei auch einer der Gründe für die Distanz zwischen Geschichtswissenschaft und der Öffentlichkeit hierzulande, die zwar immer wieder heftig beklagt wird, an der aber die Vertreter der Zunft selbst ein gerüttelt Maß Verantwortung tragen.

Ulrich formulierte aus Historiker-Sicht für eine „gelungene historische Biografie“ sechs Thesen, die einem quantitativen Empirischen Sozialforscher eher unwissenschaftlich und absonderlich vorkommen müssen:

- 1) Eine Biografie kann nur dann geglückt genannt werden, wenn es ihr gelingt, Entwicklung, Denken und Handeln einer historischen Person oder einer Gruppe von Personen in Beziehung zu setzen zu den bewegenden Kräften und Tendenzen ihrer Zeit.
- 2) Gelingen kann eine historisch-wissenschaftliche Biografie daher nur, wenn sie sich gegen psychoanalytische Theorien und Einsichten nicht ignorant verhält.
- 3) Jeder Biograf neigt dazu, das Leben seines »Helden« oder seiner »Heldin« nach dem Modell eines bürgerlichen Entwicklungsromans zu konzipieren. Das heißt, er geht im Grunde von der Vorstellung einer Ganzheit des Individuums aus, dessen Leben sich gleichsam als ein genetischer Weg von der Wiege bis zur Bahre beschreiben ließe.
- 4) Kein Historiker wird von sich behaupten, die endgültige Wahrheit gefunden, das definitiv gültige Bild entworfen zu haben. Vielmehr gehört es zu den unverzichtbaren Aufgaben eines Biografen, der Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte nachzugehen, um zu zeigen, wie sich das Bild gewandelt hat, von welchen Faktoren diese Wandlungen abhängig waren und worin sich die eigene Deutung von anderen unterscheidet.
- 5) Jede Biografie lebt nicht nur von den Quellen und der Literatur, sondern auch von der Perspektivität des Forschers, von Annahmen, Bildern, Klischees, welche sich in seinem Kopf festgesetzt haben.

² Volker Ullrich: Die schwierige Königsdisziplin.- In: Die Zeit, 4.4.2007, Nr. 15.

6) Die Biografie verlangt von ihrem Autor eine hohe Kunstfertigkeit, Erzählalent, sprachliche Sensibilität, auch Einfühlungsvermögen und Fantasie.

Die Biografie zählt – neben der großen Epochendarstellung – zu den „Königsdisciplinen“ der Geschichtswissenschaft. Jeder Historiker, der etwas auf sich hält, sollte wenigstens einmal im Laufe seines langen Gelehrtenaseins diese Herausforderung annehmen und sich an einer Biografie versuchen. Wenn das der Maßstab aber für einen „gestandenen“ Historiker ist, dann zählt Heinrich Best, der sich als Historiker nie an einer „großen“ Biografie versucht hat, nicht zu jenen Historikern, die „etwas auf sich halten“. Dies ist ein erstes deutliches Zeichen dafür, dass Best – trotz Geschichtsstudium und historischer Promotion – keine besondere berufliche Karriere als Historiker durchlaufen hat.

Nicht die „große“ Einzelbiografie, sondern die „Kollektive Biografie“ ist in der Historischen Sozialforschung das angemessene Verfahren im Rahmen der Biografie- und Lebenslaufforschung. Im Analogieschluss kann man formulieren: Jeder Historische Sozialforscher, der etwas auf sich hält, sollte wenigstens einmal im Laufe seines langen Gelehrtenaseins diese Herausforderung annehmen und sich an einer Kollektiven Biografie versuchen. In diesem Sinne zählt Heinrich Best, einer der führenden Anwender der Kollektiven Biografik, zu jenen Historischen Sozialforschern, die „etwas auf sich halten“.

Unter **kollektiver Biografie** wird verstanden: die theoretisch und methodisch reflektierte, empirische, besonders auch quantitativ gestützte Erforschung eines historischen Personenkollektivs in seinem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext anhand einer vergleichenden Analyse der individuellen Lebensläufe der Kollektivmitglieder. So definiert, wird deutlich, dass kollektive Biografie im Schnittpunkt verschiedener Wissenschaftsdisziplinen steht und dass neben der Geschichtswissenschaft vor allem die Soziologie, die Politikwissenschaft, die Ethnologie und die Psychologie beteiligt sind.

Kollektive Biografie lässt einerseits Rückschlüsse auf das Typische, das Allgemeine zu, d. h. auf allgemeinere gesellschaftliche Aggregate oder auf die Gesamtgesellschaft – und dies ist zweifellos die eindeutig dominierende Erkenntnisrichtung in der Forschungspraxis. Andererseits lässt kollektive Biografie auch den Rekurs auf das Untypische, das Abweichende, das Individuelle zu, d. h. auf kleinere gesellschaftliche Aggregate oder auf den individuellen Lebenslauf selbst.

Kollektive Biografie knüpft an traditionale „subjektivierende“ Forschungsstrategien der Geschichtswissenschaft an und rückt den individuellen Lebenslauf als Gegenstand der Forschung in den Vordergrund. Sie vermeidet jedoch die Überbewertung der Subjektivität durch die Einbindung des Individuums in seinen sozialen Kontext. Kollektive Biografie meint daher: Untersuchung des gesellschaftlichen Wandels, der sich im individuellen und kollektiven Lebenslauf konkretisiert, und Untersuchung des individuellen Wandels, der auf seinen kontextuellen bzw. gesellschaftlichen Lebenslauf rückgebunden wird.

Welche erfolgreiche berufliche Karriere aber kann ein „gestandener“ Historischer Sozialforscher durchlaufen haben?

Im Sinne der kollektiv-biografischen Forschungsstrategie wäre an dieser Stelle die formalisierte Strukturierung des Lebenslaufs von Heinrich Best in einzelne objektivierbare Merkmale und – soweit es erkennbare Laufbahnen gibt – in chronologisch geordnete Merkmalssequenzen notwendig. Für die berufliche „Karriere“ bedeutet das: 1) alle verfügbaren biografischen Informationen zur Berufslaufbahn von Best werden gesammelt; 2) zu markanten oder regelmäßigen Lebenszeitpunkten wird seine jeweils innegehabte Berufsposition festgestellt, und schließlich 3) werden die festgestellten Positionen in eine Sequenz der Berufslaufbahn von Best eingeordnet.

Umfasst diese Sequenz möglichst viele Erhebungspunkte auf der Zeitachse, dann spricht man von der longitudinalen Rekonstruktion einer Laufbahn bzw. eines Lebenslaufs. Die formalisierte Darstellung eines Lebenslaufes in Form eines „Curriculum Vitae“ ist eine populäre Präsentationsweise der kollektiv-biografischen Rekonstruktion individueller Lebensläufe. Ein solches umfassendes und detailliertes Curriculum Vitae hat Best selber vorgelegt; eine PDF-Version davon steht für jeden Interessenten im Internet zum Download bereit.³ Im Appendix dieses Supplementheftes findet sich auch eine komprimierte Fassung zur Information; auf diese Details kann an dieser Stelle verzichtet werden.

Betrachtet man die professionelle akademische Karriere von Heinrich Best aus der traditionellen Sicht des Historikers – d.h. prospektiv aus der Sicht der Vergangenheit – kann man – bezogen auf den primären Wirkungsort – zwei Hauptphasen und eine Transitionsphase unterscheiden:

- Phase 1 (bis 1990/1992): *Longue Durée* in Köln;
- Phase 2 (1990 bis 1994): *Transition* in (Köln) /Bonn / (Jena);
- Phase 3 (1992/1994 bis heute): *Ordinariat* in Jena.

Phase 1 (bis 1990/1992): Longue Durée in Köln

Kölner Bürgersohn (wie Robert Michels!); Schule und Studium (1967-1973, Soziologie, Geschichte, Politologie, Volkswirtschaftslehre, Staatsexamen (1973), (preisgekrönte) Promotion zum Dr. phil. an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln (1978); Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Angewandte Sozialforschung (1979-1987); Habilitation im Fach Soziologie an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln (1987); C2-Professor für Soziologie am Forschungsinstitut für Soziologie (1987-1992).– u.a. Forschungsassistent an der Maison des Sciences de l’Homme, Paris (1981-1982).

Gründungs-, Vorstandsmitglied, Mit-Vorsitzender / Co-Präsident der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM (1975 bis heute); Gründungs- und Vorstandsmitglied

³ URL: <http://www.sociologie.uni-jena.de/HeinrichBest.html>.

des ZHSF (1977-1987); Planungsbeauftragter für ein „Sozialwissenschaftliches Datenservicesystem für die Bundesrepublik Deutschland“ (SODASS) (1979-1981); Planungsbeauftragter für die Errichtung des „Zentrum für Historische Sozialforschung – ZHSF“ in der „Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen e.V. – GESIS“ (1983-1987); Mitglied des Steering-Committee der „Association for History and Computing“ (AHC) (1987-1990); (Gründungs-)Mitglied der „Kölner Gesellschaft für Sozialforschung e.V.“ (KGS) (1987-2007); (Gründungs-)Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats des ZHSF (1987-1999).

Phase 2 (1990 bis 1994): Transition in (Köln) /Bonn / (Jena)

Wissenschaftlicher Direktor des Informationszentrums Sozialwissenschaften (GESIS/IZ) in Bonn (1990-1994, von April 1991 bis Sept. 1992 im Hauptamt); Mitglied des Vorstandes der „Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen“ (GESIS) (1990-1994); Persönliches Mitglied und Mitglied des Vorstandes (seit 1996) der „Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute“ (ASI) (1990 bis heute).

Phase 3 (1992/1994 bis heute): Ordinariat in Jena

C4-Professor für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena (Lehrstuhl für Methoden der empirischen Sozialforschung und Strukturanalyse moderner Gesellschaften).

Direktor des Instituts für Soziologie, Prodekan und Dekan der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften, Mitglied des Konzils und des Senats der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Co-Chair des ESF Scientific Network „European political elites in comparison: the long road to convergence (EURELITE)“; Mitglied / Sprecher des Vorstandes des SFB 580 „Gesellschaftliche Entwicklungen nach dem Systemumbruch. Diskontinuität, Tradition und Strukturbildung“ (Jena-Halle); Mitglied und stellvertretender Vorsitzender des „Rates der Deutschen Markt- und Sozialforschung e.V.“; Mitglied der Bewertungsgruppe der Leibniz Gemeinschaft zur Evaluation der GESIS; Mitglied des Steering Committee und des Scientific Committee sowie Koordinator der Working Group on Elites des Sixth Framework Programme Projekts „Integrated and United: A Quest for Citizenship in an ever closer Europe“; Principal Investigator der Jenaer Graduate School „Human Behavior in Social and Economic Change“ und des Cluster of Excellence „The Laboratory of Enlightenment“.

Bei dem folgenden lebensgeschichtlichen Rückblick wird fast ausschließlich der Schwerpunkt auf Phase I liegen – es ist die Phase der Gründung, Entwicklung und institutionellen Etablierung der Historischen Sozialforschung.

Für alle Leser, die auf eine Textbiografie nicht verzichten können, sei in der Folge zur ersten biografischen Einführung eine ausformulierte Kurzbiografie im anglo-amerikanischen Stil und retrospektiv aus der Sicht der Gegenwart wiedergegeben.

Biographical Information: HEINRICH BEST

DR. HEINRICH BEST (born in June 1949, Cologne) is currently Full Professor of Sociology at the University of Jena, where he holds the Chair of Social Science Research Methods/Structural Analysis of Modern Societies. He is also Vice-Director of the multidisciplinary collaborative Research Centre, 'Societal Developments after the End of State Socialism: Discontinuity, Tradition and the Emergence of New Structures' funded by the German Science Foundation (SFB 580), and is member of the Steering and Scientific Committees of the EU-funded project 'Integrated and United? A Quest for a citizenship in an "Ever Closer Europe" (IntUne)'. In addition to other offices within the University he has been Dean of the Faculty of Social and Behavioural Sciences, Director of the Institute of Sociology, and member of the Senate. Prior to his current duties he has held faculty positions at the University of Cologne and was Director of the government-funded Social Science Information Centre in Bonn. He is also currently editor, co-editor and member of the board of editors of several journal and book series, including 'Historical Social Research' (editor) and 'Histoire et mesure' (editorial board). He has been Visiting Professor at the Universities of Glasgow, Salzburg, London, and Siena, and professeur invité at the Sorbonne, Paris. He has also been Visiting Researcher at the Maison des sciences de l'homme and at the Institut de l'histoire moderne et contemporaine, both in Paris.

Heinrich Best's research is mainly focussed on the intertemporal and intercultural comparison of political actors and settings in a European context based on quantitative analyses of individual and aggregate data. A second focus of his research is the social history and subsequent transformation of former communist countries including East Germany. Here his work extends beyond the political system and includes, inter alia, the science system and the economic system. His main theoretical interest is the adaptation and reaction of social actors to (rapid) social change whereby he applies a challenge-response model that perceives actors as creators of the settings in which they operate and which places special emphasis on the unintended consequences of their behaviour. His methodological work includes the development of tools for cross-cultural and cross-temporal research with a particular emphasis on extending the databases for social research into the realm of historical, prosopographical and process-produced data. He is one of the initiators of Historical Social Research in Germany and co-founder of its research and publication infrastructure (e.g., the journal, 'Historical Social Research', the Centre for Historical Research, and the Association, QUANTUM). His present research interests include the intertemporal and intercultural study of elites, with a special emphasis on political power holders and legislators. The territorial scope of this research includes the whole of Europe, recently including the 'New Democracies' in Central Eastern, Eastern and South Eastern Europe. The temporal scope of this research goes back to the mid nineteenth century (1848). His current research activities comprise a methodological innovative study of German Legislators combining prosopographical material and survey data gathered by computer-assisted telephone interviewing (CATI). Heinrich Best's publication list entails 35 books and 125 journal and book contributions as author and editor. His recent publications include "Parliamentary Representatives in Europe 1848-2000" (OUP 2000, ed. with M. Cotta); *The Transformation of Legislative Elites: The cases of Britain and Germany since*

the 1860s (ILS 2001, with V. Cromwell et al.); Elites in Transition: Elite Research in Central and Eastern Europe (L+B 1997, with U. Becker); Functional Elites in the GDR: Theoretical controversies and empirical evidence (special issue of HSR 2003, with S. Hornbostel); La structure du pouvoir en Allemagne de l'Est: déroulement et résultats d'une double expérience sur le terrain (P.d.l. Sorbonne 2004). New Challenges, New Elites? Changes in the Recruitment and Careers Patterns of European Representative Elites (CompSoc 2007); Democratic Representation in Europe: Diversity, Change and Convergence (OUP 2007, ed. with M. Cotta).

„Im Anfang war QUANTUM ...“

„... und QUANTUM war bei Best.“ soweit könnte man in freier Analogie zum Eingangsvers des Johannes-Evangeliums fortsetzen. „Und Best war ...“ allerdings nicht „QUANTUM“, aber er war Mitgründer und Mitgestalter in einem äußerst erfolgreichen Team. Best's herausragende Bedeutung für die Entstehung und Entwicklung der Historischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland lässt sich an den teils noch bis heute ausgeübten Ämtern ermes- sen: Seit 1975 (bis heute) Gründungs- und Vorstandsmitglied, später Mitvorsitzender / Co-Präsident von QUANTUM („Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung e.V.“); 1977-1987 Mitgründer und Vorstandsmitglied des ZHSF („Zentrum für historische Sozialforschung“); seit 1976 bzw. 1979 Mitgründer / Mitherausgeber des Newsletters „QUANTUM INFORMATION“ bzw. der internationalen Zeitschrift „Historical Social Research / Historische Sozialforschung“⁴; 1979-1991 Mitgründer / Mitherausgeber der Buchreihe „Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen“⁵.

Spätestens seit dem Ausgang der 1960er Jahre, als besonders in den angelsächsischen Ländern quantifizierende Methoden zunehmend zahlreicher, vielseitiger und mit wachsendem Erfolg angewandt wurden, kam auch in der Bundesrepublik eine Diskussion über den Einsatz von Quantifizierung innerhalb der Geschichtswissenschaft in Gang. Vor dem Hintergrund der prinzipiellen fachwissenschaftlichen Diskussion der Historiker blieb die Auseinandersetzung um die Anwendung quantifizierender Methoden jedoch auf generelle Perspektiven beschränkt, und die Diskussion über die praktische Umsetzung der Quantifizierung wurde weitgehend ausgeblendet. Methoden, die im Gefolge histo-

⁴ Vgl. Cornelia Baddack (Bearb.): Historical Social Research / Historische Sozialforschung. An International Journal for the Application of Formal Methods to History. 1978-2003. Bibliographie, Abstracts, Register, Köln 2003 (= Historical Social Research, Supplement 15); vgl. die online als PDF-Files freizugänglichen mehr als 1.100 retrodigitalisierten HSR-Beiträge unter: <http://www.hsr-retro.de/>.

⁵ Vgl. Wilhelm Heinz Schröder (Hg.): Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen: Quantitative sozialwissenschaftliche Analysen von historischen und prozeß-produzierten Daten. / Social Science History Research: Quantitative Social Scientific Analyses of Historical and Process-produced Data. Köln 2006 (= Historical Social Research, Supplement 18).

risch-sozialwissenschaftlicher Ansätze rezipiert wurden, stießen auf die „überkommene Skepsis“ der Historiker „gegenüber expliziten Hypothesen und Vergleichen, gegenüber Generalisierung und Quantifizierung“ (J. Kocka) und standen in Gefahr, durch überzogene Kritik vorschnell abqualifiziert zu werden. „Quantifizierung“ geriet zu einem griffigen, aber völlig diffusen Sammelbegriff, der – je nach Informations- und Interessenstand der Diskutanten – unterschiedlich aufgeladen werden konnte. Lange Jahre erhielt das Für und Wider der Quantifizierung „bekenntnishafter“ Charakter, denn es schien zugleich das Für und Wider von „qualitativer“ und von „quantitativer“ Geschichtswissenschaft zu sein, ohne allerdings beide Bereiche wissenschaftlich angemessen abgrenzen zu können.

An der Universität zu Köln hatte sich schon seit 1972 eine informelle Arbeitsgruppe von Historikern und Soziologen gebildet, die zunächst auf der Grundlage ihrer eigenen Forschungsarbeiten eine Verknüpfung von sozialwissenschaftlichen und geschichtswissenschaftlichen Methoden diskutierten.⁶ Nota bene: Heinrich Best, der damals im Kontext des Seminars für anglo-amerikanische Geschichte (Leiter: Erich Angermann) eingebunden war, gehörte zunächst der „Historiker-Fraktion“ an, die gegenüber der „Soziologen-Fraktion“ stets die Minderheit bildete. Die Arbeitsgruppe knüpfte an zwei Kölner Spezifitäten an: einerseits an die von H.U. Wehler vertretene und bis 1969 von ihm in Köln auch gelehrte „Historische Sozialwissenschaft“, andererseits an die von der „Kölner Schule“ hochentwickelte Methodik der empirischen Sozialforschung, wie sie damals insbesondere von Erwin K. Scheuch repräsentiert wurde. Diese beiden Ansätze galt es zu verbinden und auf diese Weise zu einer „Wiederbegegnung“ von Soziologie und Geschichte beizutragen. Für das erfolgreiche Fortbestehen der Arbeitsgruppe war die dauerhafte materielle und immaterielle Unterstützung durch Erwin K. Scheuch entscheidend, der – entgegen dem ahistorischen Konzept der „Kölner Schule“ – in der quantitativen Analyse von historischen Daten die Grundlage für eine neue Kooperation zwischen Soziologie und Geschichte sah.

Im Anschluss an den Deutschen Historikertag 1974 in Braunschweig, wo sich im Rahmen einer Sonderveranstaltung die „Quantifizierer“ zum ersten Mal in einem größeren Rahmen getroffen hatten, wurde im Rahmen der Kölner Arbeitsgruppe über die Möglichkeit einer Organisationsgründung diskutiert und nach längerer Diskussion beschlossen, in der juristischen Form des eingetragenen Vereins die „Arbeitsgemeinschaft für Quantifizierung und Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung“ (QUANTUM) zu gründen.

⁶ Best berichtet über seine persönlichen Erfahrungen in dieser Kölner Entstehungszeit in seinem ersten Beitrag in diesem Heft.

Die Gründungsversammlung von QUANTUM fand am 3. November 1975 in Köln statt; dort wurde folgendes Kurzprogramm über Ziele und Aufgaben von QUANTUM verabschiedet:

Erst seit Entwicklung und allgemeiner Verfügbarkeit der maschinellen Datenverarbeitung ist es möglich geworden, historische Datenbestände in ihrer vollen Aussagekraft und alle in ihnen enthaltenen Informationsmengen hinreichend wissenschaftlich auszuwerten. Vor allem der wachsende Anfall prozeßproduzierter Daten, der im Rahmen einer Ausweitung der sozialen Buchführung öffentlicher und privater Instanzen immer umfangreicher und unüberschaubarer wurde, ist nur durch den Einsatz automatisierter Datenverarbeitung und entsprechender Analysemethoden wissenschaftlich zu bewältigen. Gleiches gilt für die über Zeit akkumulierten Daten, die die Sozialwissenschaften selbst erhoben haben.

Während die Soziologie bereits relativ früh Methoden für die Analyse massenhaft vorliegender oder zu erhebender Daten entwickelt hat, wurden im Bereich der Geschichtswissenschaft, nicht nur in Deutschland, vergleichbare Fortentwicklungen lange vernachlässigt. Die Rezeption sozialwissenschaftlicher Fragestellungen beschränkte sich vielfach auf Theorien und Terminologien; obgleich sich dabei verheißungsvolle Perspektiven aufboten, wurde eine Diskrepanz zwischen der angestrebten Reichweite theoretischer Aussagen und ihrer Abdeckung durch empirische Untersuchungen sichtbar. Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM ist deshalb die Förderung der quantitativen historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, auch im internationalen Rahmen. Dies sollte vor allem geschehen durch Kommunikation, Beratung, Erschließung neuer Daten und die Entwicklung spezifischer Methoden und Computerprogramme zur Analyse und Dokumentation.

Der erste Vorstand, in dem sowohl (primär) Historiker als auch (primär) Soziologen repräsentiert waren, setzte sich aus bewährten Mitgliedern des Kölner Arbeitskreises (8 Doktoranden und Assistenten) zusammen; namentlich waren es: H. Best, W. Bick, R. Mann, P.J. Müller, H. Reinke, K.-H. Reuband, W.H. Schröder und H.-P. Ullmann. Ein starker interdisziplinär zusammengesetzter wissenschaftlicher Beirat wurde umgehend gebildet, dem zahlreiche bekannte deutsche und internationale Wissenschaftler angehörten, namentlich (in Klammern der damalige Wirkungsort) waren es u.a.: G. Albrecht (Bielefeld), E. Allardt (Helsinki), E. Angermann (Köln), R.C. Baum (Pittsburgh), G.C. Boehnert (Guelph), K. Bosl (München), I. Budge (Essex), P.E. Converse (Michigan), W. Conze (Heidelberg), K.M. Drake (Milton Keynes), S.N. Eisenstadt (Jerusalem), R. Floud (London), der spätere Nobel-Preisträger R.W. Fogel (Harvard), F. Furet (Paris), L. Gall (Frankfurt), P. Heintz (Tübingen), B. Holzner (Pittsburgh), K.H. Jarusch (Missouri), H. Kaelble (Berlin), H. Klages (Speyer), J. Kocka (Bielefeld), W. Köllmann (Bochum), P.F. Lazarsfeld (New York), R.M. Lepsius (Mannheim), J.J. Linz (Yale), P.C. Ludz (München), G. Martinotti (Mailand), R. Macridis (Brandeis), P.H. Merkl (Santa Barbara), R.L. Merritt (Urbana), W.E. Miller (Michigan), H. Mommsen (Bochum), S. Rokkan (Bergen), E.K. Scheuch (Köln), Th. Schieder (Köln), P.C. Schmitter (Chicago),

C. Tilly (Michigan), R.H. Tilly (Münster), D.W. Urwin (Bergen), H.U. Wehler (Bielefeld) und E.A. Wrigley (Cambridge).

Die Veranstaltung von Konferenzen zählte zu den wichtigsten Aufgaben von QUANTUM, wobei der Schwerpunkt auf kleinere thematisch orientierte Fachkonferenzen lag. Ein spektakulärer Erfolg konnte QUANTUM – in Verbindung mit internationalen Partnern – schon früh mit der Veranstaltung eines großen Internationalen Kongresses 1977 in erzielen. Der Kongress „Quantification and Methods in Social Science Research: Possibilities and Problems with the Use of Historical and Process Produced Data.“ brachte zum ersten Mal in Europa Historiker, Soziologen, Politikwissenschaftler, Geographen, Informatiker, Archivare und Dokumentare zusammen, um deren thematisch und methodisch weitgespannten Beiträge zu einer quantitativen Historischen Sozialforschung zu diskutieren. Heinrich Best (damals erst 28-jährig) übernahm in der Folge als Assistent von Erwin K. Scheuch die verantwortliche Gesamtdredaktion für die Herausgabe von 32 ausgewählten Kongressbeiträgen. Der Sammelband⁷ fand höchste internationale Anerkennung und darf als einer „der“ Klassiker der internationalen Historischen Sozialforschung gelten.

Institutionalisierung: Zentrum für Historische Sozialforschung

Das „Zentrum für Historische Sozialforschung“ (ZHSF) wurde im September 1977 als Forschungs- und Dienstleistungs-Einrichtung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM in Köln begründet. Mitglieder des Gründungsvorstandes des ZHSF waren: Heinrich Best, Wolfgang Bick, Reinhard Mann (schon 1981 verstorben), Paul J. Müller, Herbert Reinke und Wilhelm H. Schröder. Das ZHSF hat seit seiner Gründung eine sehr wechselvolle Entwicklung erlebt, die durch vier Phasen gekennzeichnet ist: I. die Konstituierungsphase 1977-1979, II. die Ausbau- und erste Konsolidierungsphase 1979-1983 (insbesondere mit Projektmitteln der DFG), III. die Dezentralisierungsphase 1983-1986 (eingeschränkte dezentrale Fortführung der Aktivitäten durch freiwillige Leistungen und vor allem unterstützt durch das Institut für angewandte Sozialforschung unter Leitung von Erwin K. Scheuch) und schließlich IV. die Institutionalisierungsphase seit 1987 als ZA-Abteilung in der GESIS.

Selbstredend war Heinrich Best als Vorstandsmitglied an allen Aktivitäten des ZHSF beteiligt. Von großer Tragweite für die Zukunft des ZHSF als Institution erwiesen sich jedoch zwei Funktionen, die Best nach Etablierung des ZHSF im Jahre 1979 übernahm: 1979 bis 1981 war er Planungsbeauftragter für ein „Sozialwissenschaftliches Datenservicesystem für die Bundesrepublik Deutschland“ (SODASS, im Auftrag der Senatskommission für die Empirische

⁷ Jerome M. Clubb, Erwin K. Scheuch (Eds.): *Historical Social Research: The Use of Historical and Process Produced Data*. Stuttgart: Klett-Cotta 1980 (= *Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen*, 6).

Sozialforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft) und von 1983 bis 1986 war er Planungsbeauftragter für die Neuerrichtung des ZHSF in die zu gründende „Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen e.V.“ (GESIS). Es ist im wesentlichen der überzeugenden Präsentation des ZHSF durch Heinrich Best zu verdanken, dass das ZHSF im August 1986 eine uneingeschränkt positive Bewertung durch den Deutschen Wissenschaftsrat erhielt. Das ZHSF wurde im Dezember 1986 in den GESIS-Verbund aufgenommen und als eine wissenschaftlich autonome Abteilung des „Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung“ (ZA) auf eine neue organisatorische Grundlage gestellt.

Der Wissenschaftsrat beschrieb 1986 das Aufgabenspektrum des ZHSF:

Das Zentrum für historische Sozialforschung will in einem wichtigen Arbeitsfeld im Grenzbereich zwischen Sozialwissenschaften und Geschichte infrastrukturelle Serviceleistungen erbringen, die für eine qualitativ bessere und effizientere historisch-sozialwissenschaftliche Forschung erforderlich sind. Neben der Aufgabe, Daten aus der historischen Sozialforschung zu archivieren, aufzubereiten und für Sekundäranalysen bereitzustellen, sollte das ZHSF vor allem an der Weiterentwicklung der Untersuchungsmethoden mitwirken, für die methodisch-technische Beratung laufender und geplanter Forschungsvorhaben zur Verfügung stehen, den internationalen Informationsaustausch fördern und durch Seminare zur Methodik der historischen Sozialforschung einen Beitrag zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses leisten. Der Wissenschaftsrat empfiehlt die dauerhafte Förderung dieser sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtung.

Heinrich Best hatte ursprünglich die Absicht, hauptamtlich als Abteilungsleiter in das ZHSF zu wechseln, erhielt aber im Frühjahr 1987 einen Ruf auf die C2-Professur für Soziologie am Forschungsinstitut für Soziologie an der Universität Köln, dem er dann auch Folge leistete. Best blieb dem ZHSF aber weiterhin eng verbunden, 1987 bis 1999 fungierte er als Vorsitzender des neugeschaffenen Wissenschaftlichen Beirats des ZHSF. Nicht zuletzt seiner engagierten Evaluationstätigkeit ist es zu verdanken, dass das ZHSF 1997 und 2004 erneut uneingeschränkt positiv bewertet worden ist.

Der Wissenschaftsrat bewertete 1997 das ZHSF:

Das Zentrum für Historische Sozialforschung ist eine kleine, effektiv arbeitende Abteilung des Zentralarchivs ... Die Veröffentlichungen des Zentrums sind in der Profession anerkannt, auf dem Gebiet der Nutzerberatung und Schulung werden gute Leistungen erbracht. In seinem Angebotsprofil ist das Zentrum für die Historische Sozialforschung in der Bundesrepublik singulär; innerhalb des GESIS-Verbundes stellt es in methodischer und systematischer Hinsicht eine wichtige Ergänzung dar

Best war als Mitglied der Bewertungsgruppe der Leibniz Gemeinschaft an der Evaluation der GESIS in 2004 beteiligt. Das von dieser Bewertungsgruppe erstellte WGL-Gutachten bestätigt erneut den „essentiellen“ und „singulären“ Stellenwert des ZHSF:

Das Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) erbringt wesentliche intra- und interdisziplinäre Integrationsleistungen, indem es mit seinem differenzierten Serviceangebot den Daten- und Methodentransfer zwischen den historischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen unterstützt. Dazu gehört u.a. die wissenschaftliche Zeitschrift HSR. Angesichts einer zunehmenden Historisierung der systematischen Sozialwissenschaft werden historische Daten mehr und mehr zu einer zusätzlichen Quelle und einem interessanten Testfeld für die Überprüfung sozialwissenschaftlicher Theorien. Ähnliches gilt für die Abschätzung der langfristigen Folgen politischer Interventionen. Durch die Übernahme prozessproduzierter Daten aus dem DDR-Nachlass ist das ZHSF an bedeutenden Forschungsaufgaben prominent beteiligt. ... leistet mit seinen ... Herbstseminaren zur statistischen Datenanalyse einen hervorragenden Beitrag zur Aus- und Weiterbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Die Buchreihe „Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen“ (HSF) wurde das publizistische „Flaggschiff“ der quantitativen Historischen Sozialforschung in der „Pionierzeit“. Die Reihe HSF wurde 1977 von dem Gründungsvorstand des ZHSF (H. Best, W. Bick, R. Mann, P.J. Müller, H. Reinke, W.H. Schröder) initiiert, um „die quantitative sozialwissenschaftliche Analyse von historischen und prozessproduzierten Daten zu fördern und so einen Beitrag zu einer quantitativen Historisch-Sozialwissenschaftlichen Forschung zu leisten“. Solange keine Möglichkeit bestand, über den Newsletter hinaus eine eigene wissenschaftliche Zeitung herauszugeben, war die Reihe das wichtigste Publikationsmedium für die Arbeitsgemeinschaft QUANTUM.

Von den insgesamt 23 Bänden sind 6 Dokumentationsbände, die die Ergebnisse der Forschungsdokumentation zur Historischen Sozialforschung enthielten, und 17 Sammelbände, die in der Regel im Anschluss an Konferenzen, Tagungen, Workshops etc. jeweils ausgewählte überarbeitete Teilnehmerbeiträge (ergänzt meist durch weitere Beiträge) präsentierten. Mit dem zügigen Ausbau der QUANTUM INFORMATION zur wissenschaftlichen Zeitschrift „Historical Social Research / Historische Sozialforschung“ (HSR) und mit dem Nachlassen der Konferenz- und Tagungsaktivitäten seitens QUANTUM trat die Reihe als Publikationsmedium in den Hintergrund und wurde schließlich 1991 eingestellt.

Heinrich Best fungierte in drei richtungsweisenden HSF-Bänden als Einzelherausgeber:

- HSF-Volume 3: Heinrich Best, Reinhard Mann (Hrsg.): Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Stuttgart (Klett-Cotta) 1977.
- HSF-Volume 22: Heinrich Best (Hrsg.): Politik und Milieu. Wahl- und Elitenforschung im historischen und interkulturellen Vergleich. St. Katharinen (Scripta Mercaturae) 1989.
- HSF-Volume 23: Heinrich Best, Helmut Thome (Hrsg.): Neue Methoden der Analyse historischer Daten. St. Katharinen (Scripta Mercaturae) 1991.

Die Zeitschrift wird seit 1976 herausgegeben und erschien zunächst unter dem Titel QUANTUM Information als Newsletter der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und seit 1979 unter dem heutigen Titel. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich und bietet neben Aufsätzen und Rezensionen auch Literaturberichte. Neben thematisch gemischten Heften werden seit 1982 Sonderhefte zu einem bestimmten Themenschwerpunkt (üblicherweise ein Sammelheft mit Artikeln verschiedener Autoren zum Thema) publiziert. Die Beiträge sind auf Deutsch oder Englisch verfasst.

Die Zeitschrift HSR wird von einem Geschäftsführenden Herausgeber geleitet und von einer international zusammengesetzten Herausgeberschaft betreut. Sie wird publiziert in Kooperation mit den vorhandenen Nutzer- und „Vorfeld“-Organisationen der Historischen Sozialforschung und mit den fachlich nahe stehenden Online-Netzwerken / Online-Portalen / Online-Journals.

Als offizielle Zeitschrift der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM und der Internationalen Kommission INTERQUANT fungierte die HSR zunächst als internationales Leitorgan der wissenschaftlichen Anwendung computergestützter statistischer Methoden zur Analyse historischer Daten. Die HSR versteht sich inzwischen in Erweiterung als eine internationale Zeitschrift für die Anwendung formaler Methoden zur Beschreibung und Analyse historischer Ereignisse, Strukturen und Prozesse. Als „Formale Methoden“ lassen sich vereinfacht alle Methoden verstehen, die hinreichend intersubjektiv angelegt sind, um als ein informationswissenschaftlicher Algorithmus zu funktionieren. Formale Methoden setzen allerdings – z.B. bei der Analyse von linguistischen, räumlichen oder temporalen Strukturen – nicht notwendigerweise Quantifizierung oder den Einsatz des Computers voraus.

Die Anwendung formaler Methoden auf die Geschichte erstreckt sich von historisch-sozialwissenschaftlicher Geschichtsforschung, über empirische quantitative und qualitative Sozialforschung bis hin zur Kliometrie und der Historischen Informationswissenschaft. Historische Sozialforschung kann auch als ein interdisziplinäres bzw. transdisziplinäres Paradigma verstanden werden; damit versucht die Historische Sozialforschung, einen methodischen Beitrag zu einer (Wieder-)Annäherung von Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften und Lebenswissenschaften zu leisten.

Heinrich Best, seit Gründung Mitherausgeber der HSR, fungierte in vier Special Issues der HSR auch als Einzelherausgeber:

- „Historische Schichtungs- und Mobilitätsforschung“, HSR No. 32 (= Vol. 9 (1984) No. 4).
- „Historische Demographie und Familienforschung“, HSR No. 22 (= Vol. 7 (1982) No. 2).
- „Funktionseliten der DDR: Theoretische Kontroversen und empirische Befunde“, HSR Vol.28 (2003), No. 1 / 2.
- „Unternehmer und Manager im Sozialismus“, HSR Vol. 30 (2005) No. 2.

Leitmotiv: Von der Konvergenz von Geschichte und Soziologie

Der Ruf nach der interdisziplinären Kooperation von Soziologen und Historikern, nach der Wiederbegegnung, gar nach der „Konvergenz von Geschichte und Soziologie“ hat Heinrich Best seit seiner Studienzeit begleitet. Es war – neben anderen – vor allem der berühmte „gelbe“ Sammelband „Geschichte und Soziologie“⁸, der von Hans-Ulrich Wehler 1972 herausgegeben wurde, der entscheidende Anregungen und Weichenstellungen vermittelte.

Wehler wies in seinem eigenen Beitrag auf die wachsende Kooperationsbereitschaft von Soziologen und Historikern hin und bemühte jene später geflügelten Worte von D. G. McRae und Ernst Topitsch. McRae erklärte auf dem Dritten Weltkongress für Soziologie, dass Soziologie „Geschichte ohne harte Arbeit“ sei, Geschichte dagegen sei „Soziologie ohne Verstand“. Topitsch meinte wenig später mit Bezug auf Kant, dass Geschichte ohne Soziologie „blind“ sei, Soziologie ohne Geschichte dagegen „leer“ bliebe. Eine Konvergenz von Geschichtswissenschaft und Soziologie scheine im Bereich einer Historischen Sozialwissenschaft möglich zu sein, die ein geschärftes Theoriebewusstsein mit geschultem Verständnis von Entwicklungsprozessen, die in Zeitabläufe von unterschiedlicher Dauer eingebettet sind, zu verbinden vermag.

Nach eingehender Diskussion stellt Wehler allerdings fest, dass insgesamt keine gleichmäßige Konvergenz – mit gleich großen „Verzichtdeputaten“ und Lernprozessen auf beiden Seiten – möglich sei. Denn statt Konvergenz sei erst einmal Anerkennung der Geschichte, der historischen Zeiten, der historischen Theorien nötig. Die Soziologen könnten dann kaum mehr die Resultate der Historiker übernehmen und in ihrem „Kaleidoskop zurechtschütteln“, denn das bliebe eine Art tertiärer Erfahrung. Sie müssten vielmehr selber zu den Quellen zurückgehen und diese unter ihren Fragestellungen auswerten. Ebensovienig könnten die Historiker soziologische Theorien übernehmen und ihrem Material „aufpfropfen“. Sie müssten vielmehr theoretische Anregungen aufgreifen und selber historische Theorien entwickeln. Erst wenn eine solche Entwicklung voranschritte, wofür er damals wichtige Anzeichen erkennen wollte, erscheine die allmähliche Fusion zu einer Historischen Sozialwissenschaft, mit Verständnis für die historische Zeit und empirischer Solidität möglich. Sie könnte sich dem Problem »der Gegenwart als geschichtlichem Problem« gewachsen zeigen.

Heinrich Best ist immer gleichermaßen engagierter wie exponierter Streiter für die Konvergenz von Geschichte und Soziologie geblieben – allerdings unterlag seine Interpretation für diese Konvergenz erwartungsgemäß dem „(lebens-)geschichtlichen Wandel“. Klar war für ihn, dass das Resultat dieser Konvergenz nur eine „wohlverstandene“ Historische Sozialforschung sein konnte –

⁸ Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Geschichte und Soziologie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1972 (=Neue Wissenschaftliche Bibliothek Geschichte, 53).

allerdings mit wechselnder Perspektive. War Historische Sozialforschung zunächst für ihn eher die Erweiterung einer als Historische Sozialwissenschaft verstandenen Geschichte, galt sie später für ihn als eine Erweiterung der Soziologie. Stand und Wandel der Perspektive lassen sich unschwer an seiner Dissertation (1977; gedruckt 1980) und an seiner Habilitationsschrift (1987, gedruckt 1990) bzw. an den beiden programmatischen Aufsätzen (Abdruck in diesem Band) „Quantifizierende historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland“ (1981) und „Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie“ (1988).

Promotion: „*Zwei Herzen schlagen, ach, in meiner Brust*“.

Bei Goethe steht dieser Satz (Zitat aus Faust I, Szene „Studierzimmer Nacht“) für die innere Zerrissenheit der Hauptfigur Faust. Diese Ambivalenz umschreibt treffend den wissenschaftlichen Entwicklungsstand von Heinrich Best in der Zeit von der Abgabe (1977) bis zum Druck (1980) seiner geschichtswissenschaftlichen Dissertation: die „gefühlte“ Identität („affektive Ambivalenz“) als Geschichtswissenschaftler und erst sekundär als Sozialwissenschaftler.

Diese „gefühlte“ Identität als (noch) primärer Historiker kommt in seinem Beitrag „Quantifizierende historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland“ (1981) deutlich zum Ausdruck.⁹ Best gibt darin einen Abriss des wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhangs der Historischen Sozialforschung, beschreibt die Etablierung der Historischen Sozialforschung in Köln, grenzt das Konzept einer Historischen Sozialforschung ab von verwandten Forschungsrichtungen und Teildisziplinen, wie der Sozialgeschichte, der Strukturgeschichte und der Historischen Sozialwissenschaft und skizziert den Begründungszusammenhang für eine theorieorientierte und quantifizierende Historische Sozialforschung. Es geht ihm dabei u.a. um zwei Kernaussagen: 1) das Anliegen der Historischen Sozialforschung sei es, *das Feld der Geschichtswissenschaft zu erweitern* und einen strengeren, methodologischen Ansprüchen genügenden Erfahrungsbegriff einzuführen; 2) quantifizierende Historische Sozialforschung sei ein Wissenschaftskonzept, das zwar keine nomologischen Gesetzesaussagen vom „Newtonschen Typ“ anstrebe, aber durch „Theorien mittlerer Reichweite“ und „statistische Erklärungen“ gesteuert werde.

Der Erwartungsdruck der Profession auf die QUANTUM-Gründer war in einer Hinsicht ganz besonders hoch: sie sollten nicht nur erfolgreich „Quantifizierung“ und „EDV-Einsatz“ in der Geschichte kommunizieren und organisieren, sondern sie sollten durch eigene (monographische) Forschungsarbeiten die „Fruchtbarkeit“ und „Angemessenheit“ der propagierten Forschungsmethoden

⁹ Dies zeigt sich zum letzten Mal deutlich in unserem gemeinsamen Aufsatz „Quantitative Historische Sozialforschung“. In: Christian Meier / Jörn Rüsen (Hrsg.), *Historische Methode*. München 1988, S. 235-266.

erweisen. Deshalb rückten die Dissertationen von drei QUANTUM-Mitgründern (Hans-Peter Ullmann, Wilhelm Heinz Schröder, Heinrich Best)¹⁰ in den besonderen Fokus der Rezensenten. Nur so lässt sich erklären, warum diese Dissertationen bis zu 60 (!) Rezensionen in deutschen und internationalen Zeitschriften erhielten und sogar die Tagespresse Interesse an den Dissertationen zeigte.

Heinrich Best: Interessenpolitik und nationale Integration 1848/49 handelspolitische Konflikte im frühindustriellen Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980; 433 S., Tab., graph. Darst. (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 37); zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1977 (bei Erich Angermann).

Die Erforschung der Interessen- und Verbandspolitik hatte bis dahin weitestgehend den Zeitraum vernachlässigt, um den es in diesem Buch geht: die Jahre zwischen 1815 und 1849. Thematisch konzentriert es sich auf den Schutzzollkonflikt, die Auseinandersetzung zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern. Sie eröffnet einen Zugang zur Untersuchung des allgemeinen Spannungs- und Interaktionsverhältnisses zwischen Staat und Wirtschaft. Im Mittelpunkt stehen die Revolutionsjahre 1848/49, in denen die Beschränkungen der Presse-, Versammlungs-, Vereins- und Petitionsfreiheit für kurze Zeit wegfielen und die zollpolitischen Forderungen Gegenstand einer plebiszitären Massenbewegung wurden. Dieser Übergang zu kollektiven Formen der Artikulation wirtschaftlicher Interessen wird mit Hilfe quantifizierender Methoden erfasst: durch eine serielle Dokumentenanalyse von 3.775 handelspolitischen Petitionen an die Nationalversammlung. Zum Zusammenhang von Verbandsentwicklung und Industrialisierung, über das Verhältnis zwischen Interessenorganisationen und Staatsverwaltungen, zum deutschen Frühparlamentarismus und zur Frage der politischen Haltung und Handlungsmotive der deutschen Unternehmer 1848/49 kommt die Arbeit zu Ergebnissen, die scheinbar sichere historische Erkenntnisse revidieren.

Sowohl die inhaltlichen Ergebnisse als auch die angewandten quantitativen Methoden forderten die meisten Rezensenten, die weitestgehend aus dem geschichtswissenschaftlichen Lager kamen, zu grundsätzlichen Stellungnahmen heraus. Insgesamt aber fand die preisgekrönte Dissertation, die in den „Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft“ – in der Vorzeige-Reihe der deut-

¹⁰ Hans-Peter Ullmann: Der Bund der Industriellen: Organisation, Einfluß u. Politik klein- und mittelbetrieblicher Industrieller im Deutschen Kaiserreich 1895 - 1914 . Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; Bd. 21); zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1975 (bei Theodor Schieder).- Wilhelm Heinz Schröder: Arbeitergeschichte und Arbeiterbewegung. Industriearbeit und Organisationsverhalten im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M./New York: Campus 1978; zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1976 (bei Theodor Schieder).- Heinrich Best: Interessenpolitik und nationale Integration 1848/49 handelspolitische Konflikte im frühindustriellen Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 37); zgl. Köln, Univ., Phil. Fak., Diss., 1977 (bei Erich Angermann).

schen „Historischen Sozialwissenschaft“ – erschien, weit überwiegend positive Kritiken. Die anerkennende Rezension von Günther Wollstein im „Zentralorgan“ der Historiker, in der „Historischen Zeitschrift“ (Band 232, 1981) belegt, dass die Dissertation grundsätzlich der Geschichtswissenschaft zugerechnet wurde. Hier ein Auszug:

In dieser von Erich Angermann betreuten und 1977 abgeschlossenen Dissertation werden für den Zeitraum von der Ausprägung des Deutschen Bundes bis zum Scheitern der Revolution 1848/49 die handelspolitischen Interessenkonflikte und deren Träger in Deutschland anhand der zentral wichtigen Auseinandersetzungen um die Alternative Schutzzoll oder Freihandel dargestellt und in den Kontext der das Zeitalter beherrschenden nationalen, sozialen und konstitutionellen Problematik gestellt. Die überzeugende Arbeit besteht aus zwei Hauptteilen, die beide in erheblichem Umfang Neuland erschließen.

Zunächst wird in einem traditionell-historischen Verfahren die Debatte um eine mögliche handelspolitische Neugestaltung Deutschlands in den Jahren nach dem Wiener Kongreß dargelegt und analysiert, die aus den sich abzeichnenden Möglichkeiten und Gefahren des sich ankündigenden Industriezeitalters resultierte. Deutlich werden zwei Phasen unterschieden, die zu der übrigen politischen Entwicklung des Deutschen Bundes synchron verliefen. Bereits in den Beginn des ersten, bis zum Ende der dreißiger Jahre dauernden Zeitabschnitts fiel die erste Gründung eines wichtigen Interessenverbandes deutscher Kaufleute und Fabrikanten (1819), die zusammen mit den sich rasch ausweitenden verbandspolitischen Ausformungen der vierziger Jahre, der Hausse von Vereinsgründungen 1848/49 und bestimmten Kontinuitäten und Neuansätzen in der Reaktionszeit das Bild eines bislang völlig zu Unrecht vernachlässigten Verbandswesens im Deutschland der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermittelt. In der zweiten, die vierziger Jahre umfassenden Phase zeichnete sich dann im Revolutionsjahr bestimmende Aufsplitterung in eine schutzzöllnerische Majorität und eine freihändlerische Minorität ab, wobei letztere in regionaler Hinsicht vor allem in den norddeutschen Küstenstaaten, bei einer Auffächerung nach Branchen bei den Kaufleuten und mit Abstrichen bei den Landwirten ihren Rückhalt fand.

Das Revolutionsjahr selbst, das anknüpfend an Tendenzen des Vormärz eine rasche Umformung der handelspolitischen Aktivitäten des vormals eher elitären, kommerziellen und industriellen Bürgertums in eine plebiszitäre handelspolitische Massenbewegung sah, die zugleich Handwerker, Kleinbauern, gewerbliche Arbeiter und Landarbeiter erfaßte, wird zusätzlich und weitgehend mit quantifizierenden Methoden der historischen Sozialforschung bearbeitet, wobei die Auswertung der Petitionsbewegung im Mittelpunkt steht und die Problematik der Integration verschiedener methodischer Ansätze gelungen erscheint. Hier ergibt sich der eindeutige Befund, daß Handel und Industrie sowie die mit ihm kooperierenden Kräfte bis zum bitteren Ende der Revolution am Ziel eines parlamentarischen Nationalstaates mit allen seinen Konsequenzen, also auch der Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht, festhielten. Von einem Bündnis mit reaktionären Kräften, etwa nach den Erfahrungen des Pariser Juni-Aufstandes, kann keine Rede sein. Eine Begrenzung der Chancen für die Errichtung eines bürgerlichen deutschen Nationalstaates durch handels- und wirtschaftspolitische Motive kann nur insofern nachgewiesen werden, als diese

Interessen in der oben angedeuteten Weise gespalten waren und daher in ihrer politischen Stoßkraft abgebremst wurden. Die marxistischen Interpreten, die von einem pauschalen Verrat der Bourgeoisie an ihrer historischen Mission aus Angst vor der roten Revolution ausgehen, sowie die zahlreichen Deutungen der Revolution 1848/49 in Anlehnung an diese These, sind im Kern ihrer Aussage getroffen.

Aufschlussreich ist auch die sehr positive sachkundige Rezension von Peter Steinbach (Zeitschrift für Parlamentsfragen, Heft 3/81), der die Dissertation stärker aus der politikwissenschaftlichen Perspektive bewertet. Auch hier ein Auszug:

In der frühen Repräsentationstheorie spielte stets das Problem der Interessenvermittlung eine zentrale Rolle. Interessen konnten sich dabei auf unterschiedliche Dimensionen sozialer, wirtschaftlicher, politischer und auch kultureller Wirklichkeit beziehen. Die Mittel der Interessenvermittlung und -durchsetzung waren breit gefächert. Zu ihnen zählten Wahlrecht und Wahlbeteiligung ebenso wie die Presse, das Parlament oder der einzelne Abgeordnete, aber auch die Petition. Petitionen stellten sogar eines der wichtigsten vorparlamentarischen Artikulationsformen dar; sie richteten sich an unterschiedliche Adressaten, keineswegs also allein an das Parlament, und nahmen vielfach Formen der „Beschwerdeschrift“ auf. Ein reizvolles Untersuchungsthema ist zweifellos die Benutzung, Behauptung und – in gewisser Weise – der Ersatz des Petitionsrechts im Zuge einer Durchsetzung allgemeinerer Wahlberechtigungen. Ein derartiges Forschungsvorhaben weist in die Zeit des Frühkonstitutionalismus und der Märzrevolution zurück, die durch die Überlagerung vormoderner und moderner, sich des Wahlrechts bedienender Artikulationsformen charakterisiert werden kann. Die Kölner Dissertation von H. Best, einem der profiliertesten Vertreter einer quantifizierenden historischen Forschung im deutschen Sprachraum, verhilft zu einer angemessenen Einschätzung einer der bekanntesten, weite Bevölkerungskreise berührenden deutschen Petitionsbewegung des 19. Jahrhunderts und entwickelt ein Bild jener Gesellschaft, die angeblich ohne Verbände und Interessengruppen auskam. Best stützte sich auf etwa 4000 Petitionen mit ca. 400 000 Unterschriften, die an die Frankfurter Nationalversammlung gerichtet wurden und die Handelspolitik beeinflussen sollten. Er bearbeitete die Vielzahl der durch Petitionen vermittelten Informationen mit Methoden elektronischer Datenverarbeitung und kann auf diese Weise sorgfältig abgesicherte Aussagen über regionale Verteilung, Frequenz, inhaltliche Grundkategorien und ihre Häufigkeitsverteilung sowie schließlich über die Verteilung der Petitionen auf Organisationstypen und die soziale Zusammensetzung der repräsentierten Interessengruppen machen. Beeindruckend bleibt überdies, daß sich Best nicht mit einer Quantifizierung begnügt, sondern Inhaltsanalyse und damit auch methodisch verfeinerte traditionelle, erzählende Forschung betreibt und die handelspolitischen Interessenkonflikte mit kontroversen politischen Themen des sozialen, nationalen und konstitutionellen Verfassungswandels verknüpft. So werden die ideologischen Konstellationen der Schutzzolldebatte ebenso bearbeitet wie die ökonomische Realität und ihre Rezeption in der Auseinandersetzung über die Außenhandelspolitik der 40er Jahre. Auch die politischen Voraussetzungen des

revolutionären Schutzzollkonflikts werden im weiten zeitlichen Rückgriff skizziert.

Der zweite Hauptteil der Studie untersucht dann die handelspolitischen Interessenkonflikte der Revolutionszeit außerordentlich differenziert, zugleich aber diszipliniert. Best nimmt u. a. Anregungen Stein Rokkans auf, die sich auf die Elemente nationaler Konfliktstrukturen bezogen, ehe er nach Voraussetzungen und Konsequenzen von Organisationshandeln im Bereich der handelspolitisch motivierten Schutzzollagitation fragt. Von besonderer Bedeutung für eine historisch zuverlässige Einschätzung von Petitionsbewegungen ist die minutiöse Darstellung handelspolitischer Petitionsbewegungen in ihren organisatorischen Voraussetzungen und Abläufen. Best kann die Existenz von Petitionsbewegungen erweisen, die sich nur wenig von plebiszitären Interessenmobilisierungen unterschieden haben und somit für die Überlappung unterschiedlicher Artikulationsformen stehen. Petitionsbewegungen waren nicht an die Wahltermine gebunden und scheinen deshalb in Frequenzverläufe eingebettet, die sich zu einer eigenen Verlaufsform der Petitionsbewegung entwickeln; sie förderten auf diese Weise eine fundamentale Politisierung, denn die Formulierung, Vertreibung und Unterzeichnung der Petitionstexte geschah unter breiter Anteilnahme der Betroffenen, in sich sehr differenzierten Petenten. Die überwiegende Zahl der Petitionen müssen als kollektiv verantwortete Sammelpetitionen bezeichnet werden und stellen in dieser Form wiederum einen Übergang zur kollektiven, aggregierten Interessenartikulation dar. Entsprechend häufig sind sie von Vereinen und Verbänden getragen und stimuliert worden, die sich territorial und funktional unterschieden. Best verzichtet zwar auf eine historische Verortung der Petitionsbewegung im Entwicklungsverlauf politischer Partizipation (in mehreren Aufsätzen ist er diesem Problem inzwischen nachgegangen); dennoch ist seine Arbeit für die Einschätzung der Revolutionszeit äußerst bedeutsam, stellt sie doch axiomatisch vorgetragene Thesen über die Konfliktdimensionen der Jahre 1847-49 nachhaltig und überzeugend in Frage.

Bests Meinung nach fürchteten die verbandspolitischen Exponenten des industriellen Bürgertums das „Proletariat“ keineswegs, sondern erblickten in der jungen Arbeiterschaft einen wichtigen Hebel zur Durchsetzung interessenpolitischer Ziele. Die deutsche Revolutionsfurcht vermochte wegen der in Petitionsbewegungen erwiesenen Kontrollierbarkeit der Arbeiterbewegung nur begrenzt zum sozialen Schreckgespenst zu werden; sie erstreckte sich vor allem auf Intellektuellenkreise und die Regierungsspitze. Fühlte sich das industrielle Bürgertum somit nicht „bedroht“, so gab es auch keinen stichhaltigen Grund für einen Klassenkompromiß, der vor allem von der DDR-Forschung unbeirrt konstatiert wird.

In der Petitionsbewegung erwiesen die Vertreter des industriellen Bürgertums, die immerhin 3 Millionen Unterschriften sammelten und damit mehr als ein Viertel des Elektorats erreichten, sich als Beherrscher des Massenmarktes und damit als eigenständige Bändiger fundamentaler Politisierung und Mobilisierung. Sie verstanden es, ihren – in marxistischer Terminologie – „Klassengegner“ zu formieren und in eine „breite Sammlungsbewegung“ einzubeziehen, die unter Ausnutzung wirtschaftsnationalistischer Parolen entstanden war. Zugleich wird erwiesen, daß Petitionen nicht allein Ausdruck atomisierter Interessen waren, gleichsam das letzte Auskunftsmittel einer Bevölkerung, die des Verstärkereffekts moderner Öffentlichkeit entriet. Sie hatten vielmehr in der kurzen Phase zwischen Stände- und Industriegesellschaft eine Integrationsfunktion und trugen

zur Ausformung überregionaler Kommunikationswege und Organisationszusammenhänge bei. Durch überregionale und übersektorale Petitionsbewegungen lösten sich partikuläre Beziehungsgeflechte auf und artikulierten sich Interessen in grenzenüberschreitender Weise, wenngleich sich infolge der ökonomischen Differenzierung weiterhin eine Sektionalisierung deutlich auswirkte.

Der Petitionsbewegung der Revolutionszeit kommt somit eine wichtige Rolle im Entstehungsprozeß des Nationalstaates zu, der über nationale Vertretungskörperschaften und ein einheitliches, dadurch auch vereinheitlichendes Wahlrecht verfügte. Dieses Wahlrecht wurde möglicherweise deshalb schnell und vergleichsweise breit akzeptiert, aber auch in den Dienst wirtschaftlicher Interessenvertretung gestellt, weil es als Ersatz des kollektiv umgesetzten Petitionsrechts begriffen wurde. Schließlich aber ist die Kontinuität einer mobilisierenden Sammlungsbewegung bemerkenswert: Sie erreichte ihren Höhepunkt nach der Reichsgründung und stellte sich als ein gouvernementales Disziplinierungsmittel dar, das freilich die Autonomie unterschiedlicher Interessen nicht völlig aufheben konnte.

An den Ursprung kollektiver Interessenvertretung hat sich zum Ende des 19. Jahrhunderts kaum ein Matador des politischen Massenmarktes mehr erinnert: Wahlbewegungen, Demonstrationen, Proteste traten an ihre Stelle. Und dennoch: In Volksbegehren taucht die Petitionsbewegung und -konzeption des 19. Jahrhunderts durchaus noch auf, und auch Bürgerinitiativen stehen in der Kontinuität einer sektionalen Interessenvertretung. Bests Studie ist somit historische Tiefenforschung und trägt zur Vergeschichtlichung unserer Gegenwart bei.

Auch wenn Best in den Rezensionen überwiegend als „Historiker“ im Kontext der Historischen Sozialwissenschaft wahrgenommen wird, markiert die Druckausgabe der Dissertation den sich abzeichnenden graduellen Perspektivenwechsel im Rahmen der Historischen Sozialforschung: es ist der Wechsel des „bekennenden“ Historischen Sozialforschers von einem Geschichtswissenschaftler mit starkem Interesse an den Sozialwissenschaften zu einem Sozialwissenschaftler mit grundlegendem Interesse an der Geschichte (weniger an der Geschichtswissenschaft). Dieser Perspektivenwechsel zeigt sich besonders deutlich in seiner Habilitationsschrift, die vorbildhaft die Anforderungen einer selbstbewussten Historischen Sozialforschung erfüllte.

Habilitation: „*Cuius regio, eius religio*“.

Die lateinische Redewendung „*Cuius regio, eius religio*“ besagt, dass der Herrscher eines Landes berechtigt ist, die Religion für dessen Bewohner vorzugeben. Sie ist bekannt geworden als Kurzform eines im Augsburger Religionsfrieden und im Westfälischen Frieden niedergelegten Rechtsprinzips. Dieses Rechtsprinzip gilt übertragen auch für wissenschaftliche „Herrschafts“-verhältnisse: mit dem Wechsel von Best an das Institut für angewandte Sozialforschung als hauptamtlicher Assistent bei Erwin K. Scheuch war auch ein „Konfessionswechsel“ und ein entsprechender soziologischer Habitus angesagt. Die erfolgreiche Habilitation im Fach Soziologie 1987 signalisierte

dann endgültig den vollzogenen „Konfessionswechsel“ und determinierte den weiteren Verlauf der beruflichen Karriere als Soziologe.

Die zehn Dienstjahre (1978-1988) unter dem „Dienstherren“ Scheuch haben Best nachhaltig geprägt, aber auch umgekehrt dürfte Best zumindest auf Scheuchs innere und äußere Haltung zur Historischen Sozialforschung deutlich eingewirkt haben. Dazu bemerkt Best in seinem Beitrag „Historische Sozialforschung und Soziologie“ (3. Beitrag in diesem Heft):

Damit bin ich bei dem wichtigsten Paten der Historischen Sozialforschung in Köln: Erwin K. Scheuch. Seine Bedeutung für unser Unternehmen läßt sich ohne rhetorische Anstrengung auf den Punkt bringen: Ohne ihn gäbe es kein Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) und wahrscheinlich keinen Anlaß, das 20-jährige Bestehen von QUANTUM zu feiern. Zwölf Jahre lang bot das Institut für angewandte Sozialforschung QUANTUM eine institutionelle Heimstatt, seit 1987 dann das ZHSF als Abteilung des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung. In den 10-jährigen, durch viele Rückschläge belasteten Bemühungen um eine institutionelle Förderung des ZHSF war Scheuch sein beharrlicher und entschiedener Fürsprecher in der etablierten akademischen Welt. Gemeinsam konnten wir schließlich das Unternehmen im Wissenschaftsrat durchfechten und mit der Gründung der GESIS in sicheres institutionelles Fahrwasser bringen. Auch nach der Angliederung des ZHSF an das Zentralarchiv als eine wissenschaftlich selbständige Abteilung hat Scheuch im Alltagsleben des Instituts die besonderen Anliegen der Historischen Sozialforschung mit Empathie, Sympathie und großem Verständnis für ihre speziellen Entwicklungsbedingungen gefördert. Dabei sollte aber bewußt bleiben, daß wissenschaftliches Management und Institutionbuilding nur Epiphänomene sind, die ohne ein tragfähiges Wissenschaftsprogramm und paradigmatische Verankerungen ephemere und letztlich erfolglos bleiben müssen. Der intellektuelle Beitrag der Kölner Soziologie zum Projekt der Historischen Sozialforschung und zu seiner Anbindung an den allgemeinen Entwicklungsgang der internationalen Soziologie ist deshalb von besonderem Belang.

Seine programmatische Visitenkarte als professioneller Soziologe mit besonderem Schwerpunkt in der Historischen *Sozialforschung* gab Best ab mit seinem Aufsatz „Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte“, der 1988 in der renommierten „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ (Heft 40,1) erschien. Der Aufsatz entstand aus seiner Antrittsvorlesung am 25. November 1987 an der Universität zu Köln.

Der Abschluss des Habilitationsverfahrens vor der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät bot die Gelegenheit, Überlegungen zum sozialwissenschaftlichen Erkenntnispotential historischer Daten zu formulieren, deren Anlass mehrere Monate zurücklag: Seit Anfang 1987 erhielt das ZHSF als eine Abteilung des Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln eine dauernde institutionelle Förderung. Damit waren langjährige Bemühungen, an denen Best beteiligt war, zu einem erfolgreichen Abschluss

gekommen. Im Verbund der sozialwissenschaftlichen Infrastruktureinrichtungen GESIS war das ZHSF nun u.a. zuständig für die Archivierung maschinenlesbarer Forschungsdaten, die Methodenentwicklung und -beratung, die überuniversitäre Methodenausbildung und die Betreuung spezialisierter Publikationen für die historische Sozialforschung.

Best betrachtet in seinem Beitrag die Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie, indem er die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte herausarbeitet. Zunächst analysiert er das Verhältnis von Geschichte und Soziologie. Dazu zieht er verschiedene Abgrenzungen in Erwägung: die Abgrenzung der Gegenstandsbereiche; die Abgrenzung der Datenfelder; die Abgrenzung der Erkenntniskonzepte. Seine Analyse ergibt, dass weder die Gegenstandsbereiche, noch die Eigenschaften der Daten, noch die grundlegenden Erkenntniskonzepte und die Methodologie eine Unterscheidung zwischen Soziologie und Historie begründen. Best stellt fest, dass eine Geschichtsforschung, bei der theoretische Absichten im Vordergrund stehen, sinnvoll *nur als eine diachrone Sozialwissenschaft* betrieben werden kann. Vor diesem Hintergrund habe sich die Historische Sozialforschung etabliert. Best erörtert weiterhin die Möglichkeiten der Historischen Sozialforschung: (1) zur Überprüfung der Reichweite von Gesetzesaussagen; (2) zur Aufdeckung von Prozessgesetzen; (3) zur Entdeckung und Erklärung von sozialen Traditionsbeständen; und 4) zur Beobachtung von Ungleichzeitigkeiten. Best kommt zum Schluss: Die Soziologie sei im Kern eine historische Wissenschaft, weil Wandel, Beharrung und Ungleichzeitigkeit elementare Kategorien soziologischer Theoriebildung seien. Deshalb sei es die Aufgabe der Historischen Sozialforschung, der soziologischen Empirie die erforderliche zeitliche Tiefe zu geben.

Die überarbeitete Habilitationsschrift von Best erschien mit gehöriger Verspätung erst 1990. Die Untersuchung ist erneut im Grenzbereich von Geschichte und Soziologie lokalisiert: Best befasst sich mit einem historischen Gegenstand – den verfassungsgebenden Nationalversammlungen, die 1848/49 in Paris und Frankfurt tagten –, doch setzt er dazu soziologische Methoden und Kategorien ein. Die Untersuchung ist auf der Grundlage historischer Quellen entstanden – überwiegend biografischen Einzelzeugnissen und den Protokollen namentlicher Abstimmungen –, doch werden diese Quellen zu einem „Datenteppich“ verknüpft, in dem einzelne Personen und deren Entscheidungen nur Beobachtungspunkte in übergreifenden Strukturzusammenhängen sind. Best leistet damit auch einen Beitrag zur Diskussion der Historiker über die Handlungsbedingungen der Abgeordneten beider Versammlungen und den Entwicklungsgang des Revolutionsparlamentarismus in den Jahren 1848/49. Er geht jedoch aus von allgemeinen Überlegungen zu den Voraussetzungen für die Etablierung repräsentativer Demokratien und liefert empirisches Material zu deren Überprüfung.

Best, Heinrich: Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/49. Düsseldorf: Droste 1990, 598 S. (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 90); zgl. Köln, Univ., Habil.-Schr., 1986.

Daten aus soziodemographischen Analysen in Verbindung mit den Protokollen namentlicher Abstimmungen der Abgeordneten in der Frankfurter Nationalversammlung und der Pariser Assemblée nationale constituante der Jahre 1848/49 bilden die Grundlage dieser ersten umfassenden Sozialgeschichte der parlamentarischen Führungsgruppen zur Zeit der Etablierung repräsentativer Demokratien. Best geht davon aus, daß die Kombination hoher politischer Mobilisierung mit einem verfassungslosen Zustand, ohne daß bereits organisierte Massenparteien und Fraktionen existierten, die in der europäischen Geschichte einzigartige Gelegenheit für eine ‚Nullmessung‘ von Konfliktstrukturen vor ihrer Institutionalisierung in Parteiensystemen eröffnet. Die den ausführlichen statistischen Analysen (in erster Linie die ausführlich erläuterten Verfahren der multidimensionalen Skalierung und der multiplen Klassifikationsanalyse) zugrundeliegende Datenbasis erfaßt neben dem Abstimmungsverhalten der Abgeordneten deren soziale Herkunft, berufliche Mobilität, regionale Bindungen, religiösen Orientierungen, Bildungserfahrungen und politische Biografien. Die damit erkennbaren Muster politischen Handelns widerlegen unter anderem die These von Interessen- oder Klassegebundenheit oder persönlicher Sozialisation als Bestimmungsgrund für Gruppenbildungen. Eher lassen sich – zumindest in dem untersuchten regionalen und historischen Kontext – politische Biografie und regionale Bindung als Einflußgrößen politischen Handelns herausfiltern.

Die theoretischen Absichten dieser Arbeit bestimmen den Gang der Untersuchung und den Stil der Darstellung, nicht zuletzt auch die Auswahl der Literatur und die Weise, in der sie hier verwendet wird. Sie weisen sie aber nicht eindeutig einer der beiden Disziplinen zu: Dass auch die Geschichte eine theoretische Wissenschaft ist, zumindest sein kann, während die Soziologie um ihrer eigenen Erkenntnisziele willen auch historische Sachverhalte berücksichtigen muss, wurde in anderen Zusammenhängen vielfach und hinreichend begründet.

Doch dürfte dieses Buch damals für Historiker eher fremdartig erschienen sein – für manche wohl auch befremdlich. Von den bisherigen Untersuchungen über die beiden verfassungsgebenden Versammlungen unterscheidet es sich radikal in der Methode. Die quantifizierenden Verfahren der Historischen Sozialforschung werden hier als ausschlaggebende Mittel wissenschaftlicher Beweisführung eingesetzt, die Aussageeinheiten sind Kollektive und Aggregate, wobei, um die Darstellung zu entlasten, selbst auf einen illustrativen Gebrauch von Einzelbeispielen verzichtet wurde.

Die empirische Grundlage der Arbeit bildet prosopographisches Material in Verbindung mit Listen namentlicher Abstimmungen. Beide Datenquellen lassen sich jeweils einer Seite des im Untertitel angedeuteten doppelten Untersuchungsansatzes zuordnen: die Kollektivbiografien der „Struktur“, die namentlichen Abstimmungen dem „Handeln“ der beiden Führungsgruppen. Die

parlamentarischen und außerparlamentarischen Handlungskontexte werden hingegen durch eine umfangreiche, auch in Handbüchern verdichtete und kodifizierte Sekundärliteratur erfasst. Deshalb waren zu diesem Untersuchungsaspekt nur in wenigen Einzelfällen ergänzende Archivrecherchen erforderlich.

Die Methoden der Untersuchung werden in einem Anhang ausführlich beschrieben. Die Anwendung quantifizierender Verfahren ist ebenso voraussetzungs- wie implikationenreich; eine Bewertung der Ergebnisse Historischer Sozialforschung ist deshalb nur möglich, wenn die Methoden der Datenanalyse auch offengelegt werden. Dies gilt im gegebenen Fall vor allem für die Konstruktion von Skalen aus Serien namentlicher Abstimmungen. Diesen Teil der Methodenbeschreibung hat Best deshalb zu einem kleinen „Buch im Buch“ ausgeweitet, um den Leser mit einem Datentyp und einem Methodenrepertoire vertraut zu machen, die in Deutschland bisher kaum bekannt waren.

Best wird mit seiner Habilitationsschrift zum ersten Mal primär als Soziologe wahrgenommen. Entsprechend finden sich die zunehmend Rezensionen von Kollegen aus den Sozialwissenschaften. Die Rezension von Günter Endrweit in der schon erwähnten „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ (Heft 1992/3) soll hier stellvertretend in Auszügen wiedergegeben werden:

Der Titel klingt nach Bernt Engelmann auf Soziologisch. Aber der Untertitel hat gar nichts Reißerisches und sagt deutlich, um was es geht: historische Sozialforschung. Wer das je versucht hat, der weiß, daß die Arbeit ein stets hartes und die Lektüre meist ein trockenes Brot ist. Das mit der Arbeit kann ich bestätigen, weil ich einmal versuchte, den Wiederaufbau Chicagos nach dem Großfeuer von 1871 zu rekonstruieren; das mit der Lektüre blieb der scientific community erspart, weil mir die Arbeit zu hart war. Allerdings ist Heinrich Best in einer glücklicheren Lage, weil Parlamentarier ihr Tun besser zu dokumentieren pflegen als Mrs. O'Leary's Cow, der man die Brandstiftung nachsagte, der aber Comtes Ansprüche an positivistische Wissenschaft nicht so neu gewesen sein dürften, wie den Herren in der Assemblée nationale Constituante.

Nach einer amerikanischen Formel definierte ein Historiker: „Sociology is history with the hard work left out“, und ein Soziologe revanchierte sich mit: „History is sociology with the brain left out“. Wer historische Sozialforschung treibt, muß also Handwerk und Hirnwerk zusammenbringen. Aber Addition durch Interdisziplinarität als Phasenreihung genügt da sicher nicht; schließlich wissen wir, daß Theorien, Datensammlung und Erkenntnis nur im funktionalen Zusammenhang und nicht als Just-in-time-Montage möglich sind. Eine Theorie der Geschichte ist trotz Karl-Georg Faber und einiger anderer keineswegs Ziel aller Historiker. So muß die historische Sozialforschung die Theorien sicherlich vornehmlich aus der Soziologie beziehen. Sie muß ebenfalls die Forschungsmethoden der Soziologie übernehmen, weil sie, wie die Soziologie, ja Sozialforschung ist, und weil Daten für den Historiker mit seiner Wertschätzung für Unikate eine ganz andere Rolle spielen als für den Sozialwissenschaftler, der sich deswegen sogar mit der für einen Historiker geradezu ekligen Datenverarbeitung beschäftigt. Nur die Daten selbst, die muß die historische Sozialforschung wie die Geschichte erheben, quasi mit archäologischen Methoden die

fertigen, fragilen Artefakte vorsichtig ausgraben, von späteren Anlagerungen befreien, dendrologisch oder komparativ die Authentizität untersuchen usw.

Alles das hat Best getan, und zwar mit eindrucksvollem Erfolg. Das gilt um so mehr, als er quantitativ forschte, was historisch wegen Datenlücken schon schwer ist und komparativ noch schwieriger, weil fertige Daten selten zum Zwecke des Vergleichs erhoben wurden.

Best beginnt mit einer Synthese der vielen elitetheoretischen Ansätze, um ein Instrumentarium zu gewinnen, mit dem Zusammenhänge zwischen der Struktur politischer Eliten und der Stabilität politischer Institutionen untersucht werden können. Damit ist eine interessante Verbindung zwischen Struktur und Funktion gefunden. Gleichzeitig hat Best damit einen soziologischen Zugang zu dem alten Streit in der amerikanischen Politikelforschung über die Angemessenheit von positional approach und decision-making-approach.

Folgerichtig verknüpft Best relativ statische Strukturaspekte in den ersten Kapiteln (Berufsstruktur, regionale Bindungen und Mobilität, Sozialisationsinstanzen und politische Handlungsfelder) im ersten Teil, der die Führungsgruppen vor dem Zusammentritt der Parlamente beschreibt, mit den mehr dynamischen Aspekten im zweiten Teil, der ihr Handeln in den Parlamenten untersucht. Da sind in den einzelnen Kapiteln Integration, Machtdifferenzierung und Konflikt als soziale Prozesse die wichtigsten Gegenstände der Analyse. Als Verhaltensklärung werden interessen-, sozialisations- und repräsentationstheoretische Modelle benutzt.

Woher bekam Best die Daten? Die Strukturdaten, das ist schon Usus, lieferten Biographien. Das waren schon eindrucksvolle Datenmengen (Frankfurt: N = 808; Paris: N = 910), für die aber die etablierten Handbücher nicht immer ausreichten, so daß Archivforschung nötig war, durch die sich allein für die Frankfurter Nationalversammlung eine Datenmatrix von über 582.000 Zellen ergab. Die Handlungsdaten lieferten die Protokolle über die namentlichen Abstimmungen der Abgeordneten, die damit so etwas wie eine „Gewähltenstromanalyse“ erlaubten. Alles das untersuchte Best mit einem Instrumentarium, dessen Komplexität man sich daran grob vorstellen kann, daß der methodische Anhang knapp 80 Seiten umfaßt.

Bests Arbeit ist ein Werk, das in jeder Hinsicht sehr beeindruckt. Besonders nützlich erscheint es auch in der interdisziplinären Diskussion, wenn sie etwa zeigt, wie historische Daten durch multidimensionale Skalierung aussagefähiger werden und angemessener interpretiert werden können. Das ist eine von den Arbeiten, von denen man sagen kann, sie seien es wert, dafür einige Lebensjahre einzusetzen. Kein Wunder, daß die Universität Köln den Verfasser damit habilitierte! Sie hätte es übrigens auch mit der hier vorgelegten Kurzfassung tun können.

Was für Best sicherlich am meisten gezählt hat, das war die kritische, aber äußerst positive Bewertung seiner Habilitationsschrift durch seinen „Habilvater“ Erwin K. Scheuch.

Die hier vorgelegte Arbeit ist exemplarisch für eine neue Entwicklung in den Sozialwissenschaften. Einmal geht es um die Begegnung von geschichtlicher Empirie und systematisierender Sozialwissenschaften; und zum zweiten um die Anwendung komplexer Verfahren der Statistik auf sozialwissenschaftlich rele-

vante Massendaten. In der Konjunktion beider Entwicklungen liegt die Besonderheit der gegenwärtigen Situation.

Mit dem Computer werden zwei Arten von Beschränkungen überwindbar, die sonst die empirische Sozialforschung begrenzten: Beschränkung in der Zahl der gleichzeitig zu berücksichtigenden Variablen und Beschränkung in der Anzahl der zu bearbeitenden Fälle. Zum anderen wurden Verfahren – und ihre Weiterentwicklung – praktisch anwendbar, die eine Fülle von einzelnen Indikatoren auf wenige latente Gemeinsamkeiten reduzierten (z. B. Clusteranalyse, Faktorenanalyse). Dies bedeutet einen qualitativen Sprung gegenüber der vordem bei multivariaten Analysen üblichen Empirie auf der Grundlage mehrdimensionaler Tabellen. Angewandt auf geschichtliche Daten bewirken diese Entwicklungen eine noch größere Revolutionierung der Vorgehensweise als in der empirischen Sozialforschung.

Best ist als junger Wissenschaftler bereits verschiedentlich mit bedeutsamen Arbeiten in diesem Wissenschaftsprozess hervorgetreten. Besonders bekannt wurde er mit seiner Analyse der Petitionen im frühen 19. Jahrhundert – seine Dissertation. In der jetzt vorgelegten Schrift bearbeitet Dr. Best eine gewissermaßen komplementäre Empirie: Hier geht es nicht mehr um Massenverhalten, sondern um die Analyse der Herkunft und des Verhaltens parlamentarischer Eliten. Der Zeitpunkt ist der der Revolution 1848 und der darauf folgenden Legislaturperiode. Dies ist nach der in der politischen Soziologie vorherrschenden Auffassung – exemplarisch formuliert von Stein Rokkan – die Geburtsstunde der Massendemokratien Kontinentaleuropas und der Grundstrukturen der heutigen Parteiensysteme dieser Länder.

Allein aufgrund ihrer Empirie als systematischer Vergleich der politischen Eliten des frühen 19. Jahrhunderts ist diese Arbeit eine Bereicherung der internationalen wissenschaftlichen Diskussion. Sie ist aber zugleich auch ein wichtiger Beitrag zur theoretischen Kontroverse, der auf vollständiger Kenntnis der demokratiethoretischen Literatur der politischen Soziologie aufbaut.

Die Arbeit sehe ich als einen definitiven Beleg für die Erklärungskraft der Segmentationsthese. Sie ist damit ein wichtiger Beitrag zur Weiterführung der politischen Soziologie als Versuch, einen Zusammenhang zwischen sozialsstrukturellen Merkmalen und politischen Verläufen zu begründen.

Dem Typ nach handelt es sich bei dieser Forschung um den Versuch, zu makrosoziologischen Aussagen auf der Grundlage von Daten mikrosoziologischer Art zu kommen. Als allgemeinste Zielsetzung will Best die Struktur der politischen Eliten und ihr Verhalten erklären und in Verbindung setzen zu den Spannungslinien der Gesellschaft.

Für eine soziologische Arbeit sind die langwierigen und auch anspruchsvollen historiographischen Konstruktionen von Datenbasen bloßes Durchgangsstadium. In der Geschichtswissenschaft kann man bereits damit einen Platz gewinnen. Es gelang Best, im Verlauf seiner Arbeit *seine Standards umzupolen von denen seiner Herkunftsdisziplin Neuerer Geschichte zu denen seiner jetzigen fachlichen Ausrichtung Soziologie*.

Zum ersten Male wird hier das tatsächliche Verhalten der Abgeordneten quantitativ analysiert – mit Ergebnissen, die teilweise erheblich von den Bildern der Geschichtsschreibung abweichen. Und gerade mit diesen neuen Daten – im Projekt mühsamst aufbereitet – kann die Verschiedenheit des Parlamentarismus in Frankreich und im Deutschen Reich als kontrastierende Stile politischen Verhaltens gekennzeichnet werden.

Vielleicht ist das wichtigste allgemeine Ergebnis dieser Arbeit die Widerlegung fast aller Aussagen, die sich auf empirische Evidenz berufen, über die Charakteristika der Konfliktlinien zur Zeit der Revolutions-Parlamente 1848-49. Darüber hinaus erweist sich auch die Anwendbarkeit allgemeiner Theorien über den Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und Konfliktlinien auf diesen Fall als problematisch. Weder die Vorstellung von Marx noch die von Lipset noch die von Robert Dahl noch die von Rokkan lassen sich mit der Evidenz dieser Arbeit vereinbaren. Am ersten sind diese Ergebnisse noch mit folgenden drei Perspektiven übereinstimmend:

1) Traditionelle Strukturen erweisen sich als außerordentlich zählebig, überdauern auch aktuell anders laufende Trennungslinien.

2) Elitensoziologische Prozesse erklären oft mehr als die sozialen Eigenschaften des Abgeordneten. Dabei dürfte nebeneinander eine Erklärung des Verhaltens durch Gesinnungsgemeinschaft und durch Zugehörigkeit zu einer Klientel am fruchtbarsten sein.

3) Den wichtigsten Grund für den deutschen „Sonderweg“ darf man in dem Gegensatz zwischen dem Engagement an der Einigung hin zu einem modernen Verfassungsstaat und der fragmentierten staatlichen Basis dieser Gruppe von Abgeordneten sehen (des „dritten Deutschlands“) gegenüber dem geringeren Engagement in den staatlich höher organisierten Gebieten (Alt-Bayern, Österreich, Kernland Preußen).

Die Arbeit hat also gewichtige inhaltliche Erträge und wird schon deshalb ein bedeutender Beitrag für die sozialhistorische Literatur sein. Sie ist zudem auch ein eindrucksvoller Beleg für die Fähigkeit, die theoretischen Konzepte der politischen Soziologie zu verbinden mit einer raffinierten Empirie.

Ich kann der Fakultät die Annahme dieser Schrift nachdrücklich empfehlen.

Die Menschen hinter den Daten: Parlamentarierbiografien

Die Daten der Untersuchung wurden in zwei umfangreichen Handbüchern dokumentiert, in denen auch die Vorgehensweisen bei der Bildung von „Sekundärvariablen“ – wie etwa den Klassifikationen von Berufen und Regionen – ausführlich beschrieben sind. Sie können, ebenso wie die Datensätze selbst, vom Zentrum für Historische Sozialforschung bezogen werden. Die vorliegende Arbeit konnte deshalb von ausführlichen Datendokumentationen entlastet werden. Die Einzelbiografien der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung werden im Auftrag der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der Politischen Parteien in einem eigenen „Biographischen Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung“ dokumentiert, das ebenfalls 1990 erscheinen soll.

Die Datensammlungen zu den Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung entstanden im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes über „Struktur und Wandel parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“. Die Daten für die Abgeordneten der Pariser Konstituante wurden 1982/83 während einer Forschungsassistenz an der Maison des sciences de l'homme (MSH) in Paris erhoben.

Heinrich Best hat nicht nur im Rahmen seiner Dissertation und insbesondere seiner Habilitation biographische Daten erhoben und analysiert, sondern hat vor allen zwei große DFG-Projekte initiiert und geleitet:

- „Struktur und Wandel parlamentarische Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“ (PARFÜG); Leiter: Heinrich Best; Hauptförderungszeit: 1982-1986.
- „Biographisches Handbuch der Abgeordneten deutscher Nationalparlamente 1848-1933“ (BIORAB); Leiter: Heinrich Best und Wilhelm H. Schröder; Hauptförderungszeit: 1986-1991.

Die Bundesrepublik Deutschland gehört zu den wenigen großen Demokratien, deren parlamentarische Traditionen noch nicht in einem umfassenden historisch-biografischen Handbuch dokumentiert sind. Dies ist der Fall, obwohl die Personengeschichte unserer Nationalparlamente nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht einen hohen Stellenwert einnimmt, sondern auch eine wichtige Aufgabe der Geschichtspädagogik ist: Die Reichstage und verfassungsgebenden Nationalversammlungen zählen zu den wenigen institutionellen Kristallisationspunkten einer deutschen Nationalgeschichte; nicht selten werden Struktur und Verhalten der parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland als Hauptursache für die verzögerte und krisengestörte Entwicklung zu Demokratie und Parlamentarismus angesehen. Gerade auch im Hinblick auf die mit dem deutsch-deutschen Vereinigungsprozess einsetzende Suche nach möglichen sinnstiftenden Elementen der sich wiedervereinigenden deutschen Nation könnte der Blick auf die parlamentarischen Traditionen einen wichtigen Beitrag zur kulturellen Integration der beiden Teilgesellschaften leisten. Für die Entwicklung einer an den Idealen der repräsentativen Demokratie ausgerichteten politischen Kultur im vereinigten Deutschland dürfte die Orientierung an parlamentarischen Traditionen von nicht zu unterschätzendem Wert sein. Unter diesen Umständen ist es umso wichtiger, dass für die parlamentarischen Führungsgruppen in Deutschland endlich ein zufriedenstellendes biografisches Handbuch vorliegt, welches gleichermaßen als Arbeitsmittel für die Forschung wie als Medium der politischen Bildung dienen kann.

Das 1996 publizierte Handbuch zur Frankfurter Nationalversammlung enthält die Biografien von 809 Abgeordneten und erschien als erster Band eines auf drei Teilbände angelegten Biografischen Handbuchs deutscher Nationalparlamentarier von 1848 bis 1933. Die beiden anderen Teilbände sollten die Biografien der 2.775 Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags, des Zollparlaments und der Deutschen Reichstage 1867-1918 (Band II) sowie die Biografien der 1.799 Abgeordneten der Weimarer Nationalversammlung und der Deutschen Reichstage 1919-1933 (Band III) enthalten.

Heinrich Best, Wilhelm Weege: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49, Droste Verlag, Düsseldorf 1996. 496 Seiten.

Heinrich Best und Wilhelm Weege haben für die insgesamt 809 Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung ein biographisches Handbuch vorgelegt, das sich in die Reihe solcher Nachschlagwerke über die sozialdemokratischen Reichstagskandidaten und Parlamentarier einreicht und sich methodisch an diese von Wilhelm Heinz Schröder betreuten Werke anlehnt.

Die Einzelbiographien präsentieren in bewundernswerter Dichte Informationen über die Familienverhältnisse der Abgeordneten, über ihren beruflichen Werdegang, Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden, über ihre parlamentarischen Tätigkeiten und Fraktionszugehörigkeiten, über publizistische Aktivitäten, Reisen ins Ausland und über behördliche Verfolgung und Maßregelung. Ein 120-seitiges Register ordnet diese Lebensläufe nach allen erdenklichen Kriterien. Karten über die geographische Verteilung der Mandatsorte verschiedener Fraktionen und des Abstimmungsverhaltens ihrer Mitglieder ergänzen dieses materialreiche und ungemein zuverlässige Handbuch.

Diese Sammlung und Verknüpfung unzähliger biographischer Einzeldaten stellt unzweifelhaft eine Arbeitsleistung dar, die der Einzelforscher im Zuge einer Spezialuntersuchung heutzutage nicht mehr im Alleingang erbringen kann. Auf ihrer Basis sind weiterführende Untersuchungen möglich, die auf eine moderne, sozial- und kulturhistorische Interessen verbindende Weise soziale Muster und Regelmäßigkeiten ebenso herauszuarbeiten erlauben wie individuelle Besonderheiten.

Die Einzelbiographie dient dabei gewissermaßen als Scharnier zwischen dem exemplarischen Typus und der individuellen Persönlichkeit. Die Interpretation der dramatischen Verhandlungsprotokolle des Paulskirchenparlaments und Analysen von Deutungsmustern und politischen Positionen der Abgeordneten können damit auf eine solide sozialhistorische Basis gestellt werden. Umgekehrt erschließt sich oft aus der biographischen Rückbindung erst, wie bestimmte zeitgenössische Positionen in persönlichen und gleichzeitig typischen Erfahrungshorizonten wurzeln. Darüber hinaus kann man auf der Grundlage dieses Handbuchs auch die konkreten Kontakt- und Vernetzungsmuster rekonstruieren, in die die Abgeordneten der Nationalversammlung vor, während und nach der gescheiterten Revolution eingebunden waren. Schon eine punktuelle Beschäftigung mit einzelnen Biographien oder mit regelmäßigen Mustern, wie sie sich aus dem Register erschließen, ergänzt den aktuellen Kenntnisstand, läßt Fragen neu stellen und macht neugierig auf die historische Forschung, die auf der Basis einer solchen Grundlagenarbeit erst möglich wird. (*Thomas Welskopp in: Süddeutsche Zeitung 9.11.1996*)

Das biografische Handbuch-Projekt ist eingebettet in eine Reihe z.T. weit zurückreichender Bemühungen um eine kollektiv-biografische Erforschung des deutschen Parlamentarismus. Insbesondere zwei Forschungsprojekte wären in diesem Zusammenhang zu nennen: das von Heinrich Best am Institut für Angewandte Sozialforschung in Köln geleitete Forschungsprojekt „Struktur und Wandel parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland 1848-1953“ (PARFÜG) und das unter Leitung von Wilhelm H. Schröder an der TU Berlin

und am ZHSF durchgeführte Forschungsprojekt „Biographisches Handbuch der sozialdemokratischen Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933“ (BIOSOP).

Beide Projekte haben in konzeptioneller und methodischer Hinsicht das Projekt „Handbuch deutscher Nationalparlamentarier“ entscheidend beeinflusst; Art und Form der in diesem Handbuch präsentierten biografischen Informationen sind grundsätzlich mit den Biografien des von Wilhelm H. Schröder bearbeiteten biografisch-statistischen Handbuchs „Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918“ kompatibel. Beide Projekte haben durch die Bereitstellung umfangreicher Quellen- und Datenbestände erst die Voraussetzung für die Zusammenstellung einer ausreichenden Informationsbasis für die Erarbeitung eines Handbuchs deutscher Nationalparlamentarier geschaffen.

Die im Rahmen des PARFÜG-Projektes erarbeitete Habilitationsschrift von Heinrich Best „Die Männer von Bildung und Besitz. Struktur und Handeln parlamentarischer Führungsgruppen in Deutschland und Frankreich 1848/ 49“ liefert einerseits die kollektiv-biografische Analyse der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/ 49. Das Handbuch von Best / Weege enthält andererseits die biografischen Grundlagen, auf der die empirische Analyse fußt; beide Werke sind deshalb zueinander komplementär.

Die genannten großen Editionsprojekte sind inzwischen den modernen technischen Möglichkeiten angepasst worden. Sämtliche Handbücher liegen in Form von frei recherchierbaren Online-Datenbanken vor. So führt das *Parlamentarierportal*¹¹ Datenbestände aus verschiedenen am ZHSF bearbeiteten Projekten zusammen.¹² Es liegen insgesamt biografische Informationen zu Parlamentariern der deutschen Reichs- und Landtage und des Deutschen Bundestages vor. Neben den personenbezogenen Grunddaten werden Informationen über Berufsstationen, politische Karriere und parlamentarische Tätigkeit strukturiert angeboten. Die Informationsdichte, die wissenschaftlichen Editionsprinzipien sind in den einzelnen Projekten sehr unterschiedlich. Wurden in einigen Projekten nur wissenschaftlich gesicherte Informationen als Grundlage kollektiv-biografischer Forschung aufgenommen, beruhen andere Datenbestände auf der freiwilligen Selbstangabe der Parlamentarier. Gemeinsam ist allen Datenbeständen, dass sie in strukturierter Form in Datenbanken abgelegt wurden. Diese Datenbanken sind vernetzt, so dass Informationen zu einzelnen Parlamentariern auch zusammengefasst abgerufen werden können.

¹¹ <http://www.gesis.org/dienstleistungen/daten/daten-historische-sozialf/db-parlamentarierbiographien/>.

¹² Vgl. Wilhelm Heinz Schröder & Wilhelm Weege & Martina Zech: Historische Parlamentarismus-, Eliten- und Biographieforschung. Forschung und Service am Zentrum für Historische Sozialforschung, Köln 2000 (= Historical Social Research, Supplement 11).

Folgende Datenbestände / Datenbanken zur Parlamentarismus-, Eliten- und Biografieforschung werden online mit kurzen Projektbeschreibungen bereitgestellt:

- Biographisches Handbuch der Sozialdemokratischen Parlamentarier in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933 (BIOSOP)
 - Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918 (BIOKAND)
 - Biographisches Handbuch der Abgeordneten deutscher Nationalparlamente 1848-1933, darunter:
 - Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 (BIORAB-Frankfurt)
 - Abgeordnete in den deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1918 (BIORAB Kaiserreich)
 - Abgeordnete in den deutschen Reichs- und Landtagen 1919-1933 (BIORAB Weimarer Republik)
 - Kollektive Biographie der Landtagsabgeordneten der Weimarer Republik 1918-1933 (BIOWEIL)
 - Abgeordnete des Deutschen Bundestages 1949-2002 (BUMAST)
- Neben den Lebensläufen werden Publikationen zu Parlamentarismus, Kollektiver Biografie und verwandten Bereichen der Parlamentarismusforschung angeboten.

Konvergenz I: Historische Sozialforschung und Historische Sozialwissenschaft

In den 1980er Jahre hat sich Heinrich Best wiederholt kritisch mit der Historischen Sozialwissenschaft in Deutschland auseinandergesetzt. Wesentlichen Anteil an der Entwicklung zur Historischen Sozialwissenschaft hatte die wachsende Einsicht in die vielberufene „Theoriebedürftigkeit“ der Geschichtswissenschaft. Dabei wurde fast ausschließlich auf die Theorieleistungen der systematischen Sozialwissenschaften zurückgegriffen. Das geschieht typisch in der Weise, dass einzelne Begriffe, Kategorien und Modelle in die historischen Argumentationszusammenhänge eingebaut werden. Dabei wird der Anspruch an die Reichweite und Erklärungskraft theoretischer Aussagen weit zurückgenommen.

Die Historische Sozialwissenschaft zielt auf Veränderungen in der historischen Zeit unter je spezifischen Umständen und nicht auf zeitübergreifende Gesetzmäßigkeiten. Die theoretischen Aussagen der Historischen Sozialwissenschaft sind weit überwiegend „ad-hoc-Theorien“, d. h. Hypothesen, die ausschließlich dazu dienen, die vorliegenden (begrenzten) Regelmäßigkeiten auf einen Zusammenhang von theoretischen Sätzen zu bringen, ohne dass diese in weitere Zusammenhänge integriert wurden, noch ohne dass sie in ihrem Geltungsbereich auf weitere Räume oder Zeiten angewandt wurden.

Die Vermutung mancher Exponenten der Historischen Sozialwissenschaft, „Theorien mittlerer Reichweite“ zu formulieren, widerspricht dem Anspruch an die Reichweite derartiger Aussagensysteme. Um eine ad-hoc-Theorie zu einer Theorie mittlerer Reichweite auszudehnen, müsste die behandelte Serie von Invarianten und Regelmäßigkeiten mit anderen vergleichbaren Invarianten konfrontiert werden, anders in Raum und Zeit. Das wird dann entweder zu einer einheitlichen Theorie mittlerer Reichweite führen oder zu einer typologischen Differenzierung, so dass dann die Entwicklung einer Theorie von höherem Abstraktionsgrad nötig wird, die die verschiedenen Typen gleichermaßen umfasst und erklärt. Dieses Vorgehen wäre aber nach dem Selbstverständnis der Historischen Sozialwissenschaft „unhistorisch“ und damit zurückzuweisen.

Doch auch wenn es wünschenswert ist, dass die Historische Sozialwissenschaft schärfer als bisher ihre Theorieansprüche bestimmt, so ist die Verwendung von ad-hoc-Theorien selbst legitim und fruchtbar. Auch die Empirische Sozialforschung greift überwiegend auf Aussagen dieses Typs zurück, deren Reichweite meistens den jeweiligen Problemstellungen angemessen ist.

Bedenklicher ist die in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung häufige Übernahme einzelner Begriffe und Kategorien der Soziologie, losgelöst von ihren theoretischen Zusammenhängen, und ein Gebrauch von Theorie, bei dem „Erklärungen“ nachträglich an die Befunde „herangetragen“ werden. Dieses induktive Vorgehen bedingt Beliebigkeit, denn beobachteten „Wirkungen“ kann eine theoretisch unendliche Zahl von „Ursachen“ zugeordnet werden und ein logischer Schluss von der Beobachtung auf theoretische Aussagen ist nicht möglich.

Die schwerwiegendste Kritik richtet sich gegen die methodische Praxis der Historischen Sozialwissenschaft. Zwar wird von ihren Vertretern eine Verbindung von „historisch-hermeneutischen“ und „sozialwissenschaftlich-analytischen“ Methoden gefordert, doch geht die Historische Sozialwissenschaft in der Praxis selten über hermeneutische Vorgehensweisen hinaus und quantitative Methoden werden nur vereinzelt und vorwiegend illustrativ eingesetzt. Eine deskriptive Kasuistik reicht jedoch nicht hin, um Theorien zu testen, sondern bewirkt Diskrepanzen zwischen der angestrebten Reichweite theoretischer Aussagen über gesellschaftliche Sachverhalte in der Vergangenheit und ihrer empirischen Fundierung.

An diesem Punkt setzt die Fortentwicklung der Historischen Sozialwissenschaft zur Historischen Sozialforschung ein. Allgemein lässt sich Historische Sozialforschung definieren:

- „als die teoriengeleitete Erforschung sozialer Sachverhalte in zeitlicher Tiefe mit gültigen Methoden“ (Best), wobei hier unter Gültigkeit die Entsprechung zwischen der Reichweite der Forschungsoperationen und der Reichweite theoretischer Aussagen verstanden wird, oder

- „als die theoretisch und methodisch reflektierte, empirische, besonders auch quantitativ gestützte Erforschung sozialer Strukturen und Prozesse in der Geschichte“ (W.H. Schröder).

Diese Art von Forschung ist weder „neopositivistisch“, denn sie geht von theoretischen Aussagen aus, noch bedeutet sie einfach eine Ausweitung der Empirischen Sozialforschung in die Vergangenheit, denn die Eigenschaften historischer Daten und die Erfordernisse an Theorien, die gesellschaftliche Sachverhalte in historischer Tiefe erfassen, unterscheiden sich in vieler Hinsicht von einer gegenwartsbezogenen Soziologie. Das Verhältnis von Empirischer und Historischer Sozialforschung lässt sich kennzeichnen als die Übernahme der methodischen Standards der Empirischen Sozialforschung (nicht unbedingt der Methoden selbst!) durch die Historische Sozialforschung.

Da es die Historische Sozialforschung mit Kollektivphänomenen zu tun hat, impliziert die Übernahme dieser Standards den Einsatz quantitativer Methoden. Von der Verwendung von Statistiken, wie sie in der Sozialgeschichte seit jeher üblich ist, unterscheidet sich die Quantifizierung in der Historischen Sozialforschung insofern, als sie

- zunächst nur in qualitativer Form vorliegende Informationen in numerische Daten transformiert, die dann Gegenstand mathematischer Kalküle werden, und
- quantitative Evidenz nicht akzidentiell oder illustrativ, sondern als das ausschlaggebende Beweismittel zum Test von Hypothesen und Theorien einsetzt.

Paul Nolte¹³ hat in seiner kritischen Bilanz zur Entstehung der Historischen Sozialwissenschaft drei Punkte hervorgehoben:

- 1) Es handelte sich von Anfang an nur teilweise um eine thematisch der Sozialgeschichte gewidmete Forschungsrichtung; viele der führenden frühen Vertreter Historischer Sozialwissenschaft wie Wolfgang J. Mommsen oder Heinrich August Winkler sind nie im engeren Sinne Sozialhistoriker gewesen; selbst Hans-Ulrich Wehler ist erst mit der Arbeit an seiner »Gesellschaftsgeschichte« zum Sozialhistoriker geworden. Wichtiger war zum einen die generationelle Vergemeinschaftung als eine Karrieregruppe, zum anderen das allgemeinere Ziel einer traditionskritischen, westlich orientierten, auf systematische Aufklärung der Gegenwart bezogenen Geschichtswissenschaft.
- 2) Diese Gegenwartsorientierung und das Leitbild vom deutschen Sonderweg in die industriell-demokratische Moderne führte zu einer Konzentration auf die Epoche des sog. »langen 19. Jahrhunderts«. Das bot am Anfang Vorteile, war aber, im Vergleich gesehen, selbst ein »deutscher Sonderweg«, denn andere Länder kannten diese Selbstbeschränkung ihrer sozialgeschichtlichen

¹³ Paul Nolte: Historische Sozialwissenschaft.- In: Joachim Eibach / Günther Lottes (Hrsg.): Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. 2. Aufl., Stuttgart 2006, S. 53-68.

Reformbewegung auf eine einzige Epoche nicht und konnten deshalb flexibler als die westdeutsche Historische Sozialwissenschaft reagieren, als neue Innovationen in der Sozial- und Kulturgeschichte von anderen Epochen, vor allem der Frühneuzeitforschung, ausgingen.

- 3) Die Historische Sozialwissenschaft kann man als Bewegung zur Modernisierung der deutschen Geschichtswissenschaft betrachten, die sich in ähnliche Strömungen anderer Länder etwa zur selben Zeit einordnet. Aber sie bewahrte, teils unabsichtlich, auch viele spezifische Eigenheiten deutscher Geschichtswissenschaft, in deren langfristige Kontinuität sie sich insofern im historischen Rückblick einordnen lässt.

Die Außengrenzen dieser Richtung, die nie hermetisch dicht waren, haben sich im Laufe der Zeit weiter gelockert; das ursprüngliche Programm und die sie vertretende Historikerguppe ist damit diffuser geworden, aber andererseits sind viele Grundideen und -prinzipien der Historischen Sozialwissenschaft in die allgemeine Geschichtswissenschaft eingesickert und somit, blickt man zum Vergleich auf den Zustand des Faches im Jahre 1965, zwanzig oder dreißig Jahre später weithin selbstverständlich geworden. Aber auch nach 1980 verband sich Historische Sozialwissenschaft in Deutschland ungewöhnlich eng mit bestimmten fachpolitisch führenden Historiker-Persönlichkeiten und ihren Netzwerken, was manchmal dazu führte, unnötig hohe Barrieren gegenüber Forschungsansätzen aufzubauen, die im Prinzip von ähnlichen, zum Beispiel sozialhistorischen Intentionen ausgingen.

Noch in den siebziger Jahren stellte sich heraus, dass die geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen aus der Phase der „produktiven Verunsicherung“ über ihre eigene Identität eher gestärkt als geschwächt hervorgehen würden. Die Politikwissenschaft konsolidierte sich als eine überwiegend empirisch-analytische Disziplin, in der qualitative und historische Ansätze eine geringer werdende Rolle spielten.

Die Soziologie verlor ebenso das Interesse an historischen Studien über Gesellschaften, das freilich nie so groß oder gar dominierend gewesen war, wie es manche Sozialhistoriker zeitweise sehen wollten. Zudem trat die Soziologie, obwohl personell und institutionell erheblich verstärkt, in allgemeiner kulturpolitischer Hinsicht schon seit der Mitte der siebziger Jahre wieder stärker in den Hintergrund; sie war nicht mehr die Leitdisziplin, der alle anderen Fächer von der Geschichte bis zur Literaturwissenschaft in dem Bestreben, sich zu sozialisieren, nacheiferten. In der Öffentlichkeit verstärkte sich stattdessen wieder das Interesse an Geschichte und auch an *erzählter* Geschichte.

Die Historische Sozialwissenschaft ihrerseits hatte immer ihre doppelte Verankerung in sozialwissenschaftlich-analytischen und historisch-hermeneutischen Methoden betont. Sie sah sich jetzt wieder stärker auf die letzteren verwiesen, was freilich auch den Leidenschaften und Vorlieben vieler ihrer durchaus traditionell sozialisierten Vertreter entsprach. Zweierlei also wurde die Historische Sozialwissenschaft nicht:

- Sie entwickelte sich nicht zur integrativen Super-Disziplin, zur Dachwissenschaft für (Neuzeit-) Historiker, Soziologen, Politologen und Ökonomen.
- Sie entwickelte sich aber auch nicht zu einer »Historischen Sozialforschung« im engeren Sinne dessen, was man im englischen Sprachgebrauch »social scientific history« nennt: zu einer quantifizierenden empirischen Sozialforschung an historischen Gegenständen; sie nahm noch nicht einmal die Vertreter dieses Ansatzes in ihre Reihen auf.

Stattdessen blieb die Historische Sozialwissenschaft immer eine Variante konventioneller Geschichtswissenschaft – schon deshalb, weil ihre Vertreter in besonderem Maße Wert darauf legten, öffentlichkeitswirksame Interpretationen der jüngeren nationalen Vergangenheit anzubieten.

Konvergenz II: Historische Sozialforschung und Empirische Sozialforschung

Heinrich Best hat in seiner Jenaer Antrittsvorlesung „Empirische Sozialforschung als historischer Vergleich: Beobachtungen zum Wandel politischer Eliten in Europa seit 1848“ (1994) alle Argumente noch einmal zusammengefasst. Dabei wollte er die Grenzlinien zwischen Disziplinen nicht nur freizügig überschreiten, sondern auf weite Strecken ganz abschaffen. Dies tat er mit Blick auf sein eigenes Fach Soziologie.

In der Soziologie seien Historisierung und Zeitlichkeit nicht lediglich Arabesken oder das Spezialrevier einer als Bindestrich-Soziologie etablierten Historischen Soziologie. Sie seien vielmehr integraler Bestandteil der Erkenntnis-konzepte und des Methodenkanons der Soziologie und zwar gerade dann, wenn diese sich als Empirische Sozialforschung versteht.

Es sei hier nicht der Raum, das Verhältnis der Soziologie zur Geschichte mit seinen Konvergenzen, Dissonanzen und Ambivalenzen umfassend vorzustellen. Der Bogen spanne sich hier weit von einer umstandslosen Befassung mit historischen Sachverhalten und Befunden bei den Klassikern der Soziologie, für die die Geschichte eine unermüdliche Lieferantin soziologischer Problemstellungen und Evidenz war, bis hin zu einem entschiedenen Antihistorismus (z.B. Gottfried Eisermann, der Anfang der 60er Jahre im Handbuch der Empirischen Sozialforschung Evolutionismus und Historismus zu »Todfeinden« der Soziologie erklärte). Diese harsche Formulierung richtete sich zwar nicht gegen jedwede Befassung mit historischen Sachverhalten, doch grenzte sie sich entschieden von zwei Varianten ihrer Konstituierung und Verwendung ab: dem im deutschen Historismus kanonisierten Individualitätsprinzip und dem teleologischen Evolutionismus der umfassenden geschichtsphilosophischen Entwürfe.

Paul Valéry habe die Geschichte einmal das »gefährlichste Gift für den Intellekt« genannt und damit ihre spekulative und für unmittelbare ideologische Verwertung offene Verwendung gemeint. Die Kombination mutwillig beschränkten historischen Wissens mit deterministischen Gesetzesaussagen bilde

dabei eine besonders fatale Mischung mit bekanntlich selbst wieder geschichtsmächtigen Wirkungen. Es gelte demgegenüber als ein entscheidender Schritt der Soziologie hin zur Wissenschaftlichkeit, dass Max Weber, Emile Durkheim und Vilfredo Pareto Wandel nicht mehr durch teleologische Entwicklungsgesetze, sondern kausal als Folge immanenter Wandlungskräfte oder äußerer Störungen zu erklären versuchten.

Erst diese Wendung verleihe historischen Sachverhalten eine eigene sozialwissenschaftliche Bedeutung, zuvor wären sie lediglich Zeichen einer unentrinnbaren Zukunft in Systemen eschatologischer Geschichtsdeutung gewesen. Die Gegnerschaft von Soziologen gegenüber einem teleologischen Evolutionismus dürfe deshalb nicht als eine Absage an Geschichtlichkeit schlechthin missdeutet werden. Das Gegenteil träfe zu.

Dies gelte auch für die Ablehnung des Individualitätsprinzips durch die Soziologie, die gewissermaßen das Widerlager ihrer Abneigung gegen die große Geschichtsphilosophie bildet. Die meisten Soziologen berufen sich auf die aristotelische Regel, dass es keine Wissenschaft des Akzidentiellen gibt. Jede Wissenschaft habe zu ihrem Gegenstand das, was immer oder doch in den meisten Fällen stattzufinden pflegt. Das empirisch-analytische Paradigma von Wissenschaft und Erkenntnis in den Sozialwissenschaften und insbesondere die vergleichende Sozialforschung stehen in dieser Tradition. Eine Auffassung, die das Individuelle als das Wesen des Geschichtlichen kennzeichnet, ist mit den Strukturierungs- und Standardisierungserfordernissen sozialwissenschaftlicher Komparativistik unvereinbar. Zwischen der Scylla geschichtsphilosophischer Entwürfe, die sich empirischer Überprüfung entziehen und nur noch am Lauf der Geschichte selbst scheitern können, und der Charybdis des Individualitätsprinzips, das in Andacht vor dem Einzelfall verharrt, sucht eine historisch orientierte Soziologie ihren Weg.

Was kann also eine diachrone Betrachtungsweise einer Soziologie bieten, in der eine wichtige Richtung gerade die Aufdeckung überzeitlicher Gesetzmäßigkeiten anstrebt?

Die Historische Sozialforschung vermag Auskunft über die Reichweite von Generalisierungen zu geben. Sie stellt Daten über abweichende Randbedingungen bereit, die eine lediglich gegenwartsbezogene Sozialwissenschaft nicht in ihrem Angebot hat. So lassen sich komplexe Gesellschaften ohne elektronische Medien nur noch in der Vergangenheit vorfinden. Die Frage etwa, ob Ähnlichkeiten in den Entwicklungsdynamiken sozialer Bewegungen auf die Eigengesetzlichkeit von Mobilisierungsprozessen oder die gleichförmigen Kommunikationsbedingungen heutiger Gesellschaften zurückzuführen sind, sei nur noch mit historischem Material zu beantworten.

Auch eine nach den Methoden der Experimentallogik verfahrenende sozialwissenschaftliche Komparativistik sei auf historische Daten angewiesen. Sozialwissenschaftliche Experimente seien ihrer Anlage nach Beobachtungen unter kontrastierenden Bedingungen. Die Ausbreitung und Auswahl von Kulturmus-

tern erzeuge jedoch eine in vielen Aspekten gleichförmige Weltzivilisation und führte zu einer faktischen Reduktion von möglichen Ursachen-Konstellationen. Die Historische Sozialforschung halte dagegen ein großes Reservoir von Daten bereit, das diese Verarmung der Artenvielfalt von Sozialformen auszugleichen vermag. Sie erhöhe damit die Chance, auf Fälle zu treffen, die sich in vielen Merkmalen gleichen, aber hinsichtlich des Faktors unterscheiden, dessen Einfluss getestet werden soll.

Die Formulierung und Überprüfung von Theorien werde auch dadurch gefördert, dass Zeit, Dauer und Veränderungsraten ausdrücklich in Erklärungsmodellen berücksichtigt werden können. Es scheine selbst unter Fachleuten nicht allgemein bekannt zu sein, dass die kausale Interpretation von Beziehungen zwischen Variablen, die im Querschnitt erhoben wurden, die Annahme voraussetzt, die Daten befinden sich zum Zeitpunkt der Messung im Gleichgewicht. Diese Voraussetzung sei häufig nicht erfüllt. Das bedeute, dass in vielen Fällen ein Modell fehlspezifiziert ist, wenn die Variablen lediglich zu einem bestimmten (gleichen) Zeitpunkt erhoben worden sind. Theodor Geigers Bemerkung (1955), dass die „statische Betrachtung keine Vorstufe ist, dass sie nicht zu unvollständigen Ergebnissen führt, sondern recht und schlecht zu einer Verfälschung der Wirklichkeit“, verweise auf diesen Zusammenhang.

Werden Veränderungen im Längsschnitt zeitkontinuierlich verfolgt, seien Trendaussagen und – bei günstiger Datenlage – Rekonstruktionen konditioneller Verkettungen möglich. Die Dynamiken und Verläufe des Wandels werden dann selbst zum Gegenstand der Forschung. Damit werde die Soziologie ganz unmittelbar zu einer Wissenschaft von der Veränderung, die Auskunft darüber zu geben beansprucht, ob Variationen bloß Oberflächenturbulenzen sind oder aber eine Tiefenströmung langfristigen Wandels anzeigen.

Dabei kämen allgemeine Prozessgesetze zum Zuge:

- Unumkehrbarkeit der Entwicklung,
- Wiederkehr des Gleichen,
- Fortschritt und
- Stufenlehren.

Es sei bemerkenswert, dass die Soziologie während der letzten Jahre gerade in diesem Bereich expandiert ist. Sichtet man das Inventar aktueller sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeit, so erkenne man heute eine fast hegemoniale Stellung von Prozesskategorien:

- Wertewandel,
- Individualisierung,
- Entstrukturierung,
- Transformation und
- (Post-)Modernisierung

Die Soziologie sei in weiten Bereichen zu einer Wissenschaft sozialen Wandels geworden, während der Anspruch zurücktritt, Zeit enthobene Gesetze des Sozialen zu finden. Problematisch daran sei, dass die Diagnosen gesell-

schaftlicher Zustandsveränderungen auf einer asymmetrischen Grundlage abgeben werden. Während die Gegenwart als vorläufiger Zielpunkt sozialen Wandels mit Daten und vielfältigen Alltagserfahrungen hell ausgeleuchtet sei, liege die Vergangenheit in grauem Halbdunkel.

Manchmal verdichten sich die vertrauten Stereotypen und Lesefrüchte von Soziologen zum Zerrbild der traditionellen Gesellschaft einer Welt, in der das Leben der Menschen durch starke und stabile Bindungen bestimmt wurde, in der Vertrautheit und Zugehörigkeit mit Abhängigkeit und Unterordnung unauflöslich verbunden waren. Dies sei aber retrospektive *science fiction* und völlig ungeeignet, um als Ausgangspunkt für Diagnosen sozialen Wandels zu dienen.

Wir wissen seit langem von hohen Mobilitätsraten bereits in vorindustriellen Gesellschaften, vom heftigen Umschlag des Grundbesitzes, von sozialer Unruhe und tief greifenden ökonomischen Umstrukturierungen. Alles dies hatte mächtige Wirkungen auf den Nahbereich der Lebenswelt der Menschen. Die ehernen Gesetze der Menschheitsentwicklung, die im 19. Jahrhundert formuliert worden sind, vom Kontraktionsgesetz bis zum ehernen Lohngesetz, seien fast ausnahmslos neueren sozialgeschichtlichen Erkenntnissen und dem gegenüber Entwicklungstheorien gnadenlosen Gang des tatsächlichen historischen Wandels zum Opfer gefallen. Es erstaune deshalb, wie selektiv und lückenhaft der Gebrauch ist, den heute weitreichende Diagnosen säkularen Wandels von den viel besseren Möglichkeiten zu einer sozialgeschichtlichen Fundierung langfristiger Trendaussagen machen.

Die Historische Sozialforschung und die Verbreitung ihrer Ergebnisse tun also Not – mehr noch vielleicht als vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als sie sich in Deutschland zu etablieren begann. Argumente für eine Historische Sozialforschung seien:

- Die Überprüfung der zeitlichen Reichweite von Theorien.
- Die Vergrößerung der Variabilität von Untersuchungskontexten.
- Die Berücksichtigung von Veränderungsdaten in Kausalmodellen.
- Die historische Fundierung von Trendaussagen.
- Die Bestimmung der Wirkung von historischem Wandel auf biografische Verläufe (Kohorten- und Generationeneffekte).

Kausalerklärungen, die keine Prognosen und universelle Gesetzesaussagen enthalten, seien ihrer Konstruktion nach historische Erklärungen. Dies ist aber der Aussagetyp, den die Soziologie gewöhnlich anzubieten hat – außer vielleicht in ihren besonders mutigen Augenblicken. Sie spricht von dem, was war oder gerade stattfindet und verweist dazu auf Theorien von bestenfalls mittlerer Reichweite. Ein Historic Turn sei also nicht vonnöten, er sei schon da.

Heftedition

Für dieses Supplementheft wurde eine Reihe von für die Historische Sozialforschung relevanten Aufsätzen von Heinrich Best ausgewählt. Formale Kriterien für die Auswahl waren – in Absprache mit Best – insbesondere:

- Beiträge, die von Best als Alleinautor verfasst worden sind;
- Beiträge, die in deutscher Sprache erschienen sind (ein Sammelband mit nur englischsprachigen Beiträgen von Best ist an anderer Stelle geplant);
- Beiträge, die „entlegen“ in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden erschienen und daher nur schwer greifbar sind (leicht auffindbare Beiträge – wie z.B. Artikel im HSR-Online-Archiv – wurden nicht aufgenommen).

Best hat im Internet eine vollständige Bibliographie seiner Publikationen veröffentlicht; ein Link auf eine ausführliche PDF-Version findet sich unter: <http://www.sozioologie.uni-jena.de/HeinrichBest.html>.

Best hat darin seine Publikationen nach 7 Bereichen strukturiert:

- A. Methodologie, Methoden und Theorie (Auswahl: 3 Beiträge)
- B. Struktur und Wandel politischer Eliten (Auswahl: 3 Beiträge)
- C. Gesellschaftsvergleich, Strukturanalyse sozialistischer Gesellschaften und Transitionsforschung (Auswahl: 3 Beiträge)
- D. Regionale Differenzierung, Staatsbildung und nationale Integration (Auswahl: 2 Beiträge)
- E. Politische Partizipation und legislatives Verhalten (Auswahl: 5 Beiträge)
- F. Wissenschaftsforschung (keine Beiträge)
- H. Beiträge in Lexika, Miscellen, Rezensionen (keine Beiträge).

Diese Strukturierung wurde auch für die Ordnung der Beiträge in diesem Supplementheft benutzt.

Die Nachdrucke wurden vom Layout her nach HSR-Regeln neu angepasst, werden aber im Sinne des historischen Quellenverständnisses – mit wenigen notwendig erscheinenden Ausnahmen – weitestgehend im Originaltext und vollständig wiedergegeben. Hätte man z. B. nicht mehr aktuelle Bezüge in den Anmerkungen gestrichen oder gar „aktualisiert“, wäre ein „historisches“ Verständnis für Sachverhalte im Text nicht mehr gewährleistet gewesen. Die Nachdrucke dienen eben auch dazu, den „historischen“ Stand zur Zeit der Abfassung der jeweiligen Beiträge zu dokumentieren. Allen Beiträgen wurde zusätzlich ein deutschsprachiger Abstract hinzugefügt.